



# Leseprobe

Cassandra Clare

## Chain of Thorns

Die Letzten Stunden 3

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 22,00 €



---

Seiten: 896

Erscheinungstermin: 03. Mai 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

Die Schattenjägerin Cordelia Carstairs ist aus dem edwardianischen London nach Paris geflohen. Zu sehr schmerzt sie die unglückliche Scheinehe mit ihrer großen Liebe James Herondale. Nun sucht sie Vergessen – ausgerechnet mit James' bestem Freund an ihrer Seite. Doch unheilvolle Nachrichten treiben die beiden zurück: Während alte Feinde sich zusammentun und ein mächtiger Höllendämon nach der Macht greift, hat sich Cordelias Freundeskreis durch Intrigen und Geheimnisse entzweit. Dabei werden sie die Welt der Schattenjäger nur gemeinsam gegen das Böse verteidigen können – oder in einem letzten großen Kampf alles verlieren ...



### Autor

## Cassandra Clare

---

Cassandra Clare ist eine internationale Bestsellerautorin. Ihre Bücher wurden weltweit über 50 Millionen Mal verkauft und in 35 Sprachen übersetzt. Seit dem Überraschungserfolg der »Chroniken der Unterwelt« waren all ihre Romane große Bestseller. So auch die neueste Serie »Die Letzten Stunden«. Cassandra Clare lebt in Massachusetts, USA.

Die Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel  
»Chain of Thorns« bei Margaret McElderry Books,  
an imprint of Simon & Schuster Children's Publishing Division, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns  
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand  
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe April 2023

Copyright © der Originalausgabe 2023 bei Cassandra Clare, LLC

Copyright © dieser Ausgabe 2023

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,

nach einer Idee von Nick Sciacca © 2021 Simon & Schuster, Inc.

Umschlagfoto und -illustration: © Cliff Nielsen

Redaktion: Waltraud Horbas

Th · Herstellung: ast

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-31456-0

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Für Emily und Jed.  
Ich bin froh, dass ihr endlich geheiratet habt.*

Man muss ertragen lernen, was man nicht vermeiden kann. Unser Leben ist, wie die Harmonie der Welt aus widersprechenden Dingen, gleichfalls aus verschiedenen, langen und kurzen, hohen und tiefen, weichen und rauen Tönen zusammengesetzt. Der Tonsetzer, welchem nur einige Tonarten gefielen, würde mit seiner Kunst nicht viel ausrichten. Er muss sich ihrer insgesamt zu bedienen und solche zu vermischen wissen. So müssen wir das Gute und das Übel verbinden, aus denen die Wesenheit des Lebens besteht. Unser Dasein kann ohne diese Vermischung nicht bestehen, und eine Saite ist ebenso nötig dazu als die andere.

*Michel de Montaigne, »Essays«*

## PROLOG

Später konnte James sich nur noch an die Geräusche des Winds erinnern: ein metallisches Kreischen, als würde ein Messer über eine Glasscherbe gezogen, und tief darunter ein Heulen, verzweifelt und hungrig.

Er war auf einer langen Straße unterwegs. Sie wirkte, als wäre vor ihm noch niemand hier entlanggelaufen, denn er entdeckte keinerlei Spuren auf dem Boden. Und der Himmel über ihm wirkte genauso unberührt und leer. James hätte nicht sagen können, ob es Nacht oder Tag, Winter oder Sommer war. Vor ihm lag nur eine leere, braune, endlose Landschaft, und über sich sah er nichts als grauen Himmel.

Dann hörte er es. Der Wind wurde stärker, wirbelte trockenes Laub und kleine Steine um James' Fußknöchel, und sein zunehmendes Fauchen hätte das sich nähernde Dröhnen marschierender Füße fast übertönt.

James fuhr herum und blickte sich um. Vom Wind geformte Staubwirbel kreisten in der Luft. Sand fegte ihm ins Gesicht, brannte ihm in den Augen. Durch den verschwommenen Schleier des Sandsturms jagte ihm ein Dutzend – nein, einhundert, sogar über einhundert – dunkler Gestalten entgegen. Es konnte sich nicht um Menschen handeln, das wusste er: Auch wenn sie nicht wirklich flogen, schienen sie Teil des brausenden Winds zu sein, und Schatten umflatterten sie wie Schwingen.

Der Wind heulte in seinen Ohren, als sie über seinen Kopf hinwegrauschten – ein verwobener Haufen schattenhafter Gestalten,

von denen nicht nur eine eisige Kälte, sondern auch das Gefühl drohender Gefahr ausging. Während sie geräuschvoll über und an ihm vorbeizogen, hörte er durch den Lärm ein leises Flüstern, durchdringend wie ein Faden, der durch einen Webstuhl gezogen wurde.

»Sie erwachen«, sagte Belial. »Hörst du das, mein Enkelsohn? Sie erwachen!«

Ruckartig fuhr James hoch, schnappte keuchend nach Luft. Er konnte nicht atmen. Verzweifelt grub er sich einen Weg in die Höhe, hinaus aus dem Sand und den Schatten, und fand sich plötzlich in einem Raum wieder, den er nicht kannte. Er schloss die Augen, öffnete sie erneut. Jetzt wusste er plötzlich, wo er war: in dem Herbergszimmer, das er sich mit seinem Vater teilte. Will schief tief und fest im Nebenbett; Magnus hatte ein Zimmer ein Stück den Korridor hinunter.

James stieg aus dem Bett und zuckte zusammen, als seine nackten Füße den kalten Boden berührten. Dann schlich er lautlos zum Fenster und blickte hinaus auf die schneebedeckten Felder, die sich im Mondlicht so weit erstreckten, wie das Auge reichte.

*Träume.* Sie machten ihm Angst. Belial hatte ihn in seinen Träumen aufgesucht, solange James sich erinnern konnte. In seinen Träumen hatte er die kargen Königreiche der Dämonen besucht, hatte Belial töten sehen. Bis heute konnte er nicht sagen, ob ein Traum einfach nur ein Traum war – oder ob er eine schreckliche Wahrheit enthielt.

Das Schwarz und Weiß der Welt vor seinem Fenster spiegelte die Trostlosigkeit des Winters wider. Die Herberge lag irgendwo in der Nähe des zugefrorenen Flusses Tamar. Sie waren hier eingekehrt, nachdem der Schneefall gestern Abend zu dicht wurde, um noch weiterzureiten. Dabei hatte es sich weder um einen hübschen, flockigen Schneeschaer gehandelt noch um wilde, stürmische Schneeböen. Dieser Schnee hatte ihnen wütend und gezielt entgegengeweht, und seine Kristalle waren in einem spitzen Winkel auf dem kahlen, graubraunen Boden aufgeprallt wie ein nicht enden wollender Pfeilhagel.

Obwohl James den ganzen Tag nur in einer Kutsche gesessen hatte, fühlte er sich erschöpft. Er konnte sich kaum dazu bringen, etwas heiße Suppe zu essen, bevor er sich die Treppe hinaufschleppte und ins Bett fiel. Magnus und Will hatten noch eine Weile im Schankraum gesessen, in Ohrensesseln direkt beim Feuer, und sich leise unterhalten. James nahm an, dass sie über ihn sprachen. Das konnten sie ruhig tun – es war ihm egal.

Sie hatten vor drei Tagen London verlassen und sich auf die Suche nach James' Schwester Lucie gemacht, die mit dem Hexenmeister Malcolm Fade und Jesse Blackthorns konserviertem Leichnam fortgelaufen war – aus einem Grund, der so finster und furchteinflößend war, dass niemand von ihnen das unheilvolle Wort dafür offen aussprechen wollte.

Nekromantie.

Es war von größter Bedeutung, dass sie Lucie möglichst schnell fanden – das hatte Magnus immer wieder betont. Was nicht so einfach war, wie es klang. Denn Magnus wusste zwar, dass Malcolm ein Haus in Cornwall besaß, doch er kannte den genauen Ort nicht, und Malcolm hatte jeden Versuch blockiert, die Verfolgten aufzuspüren. Also mussten sie auf eine etwas altmodischere Methode zurückgreifen und sich entlang der Route in jeder Herberge, die von Schattenweltlern besucht wurde, nach ihnen umhören. Magnus hielt dann mit den Stammgästen ein Schwätzchen, während James und Will strikte Anweisung hatten, in der Kutsche zu bleiben und ihre Schattenjägeridentität zu verbergen.

»Niemand wird mir etwas erzählen, wenn sich herausstellt, dass ich mit zwei Nephilim reise«, hatte Magnus gesagt. »Eure Zeit wird kommen, wenn wir Malcolm gegenüberstehen und ihr mit ihm und Lucie fertigwerden müsst.«

An diesem Abend hatte er James und Will erzählt, dass er das Cottage höchstwahrscheinlich gefunden hatte und dass sie es am nächsten Morgen innerhalb weniger Stunden erreichen könnten. Und falls es sich wider Erwarten nicht um das richtige Haus handeln sollte, würden sie einfach weiterreisen.

James musste Lucie unbedingt finden. Nicht nur, weil er sich Sorgen um sie machte – obwohl das der wichtigste Grund war –, sondern auch wegen all der anderen Dinge, die sich in seinem Leben ereigneten. All das, woran er sich jeden Gedanken unter sagte oder gezielt verdrängte, bis er seine Schwester gefunden und in Sicherheit gebracht hatte.

»James?« Eine schlaftrunkene Stimme riss ihn aus seinen Gedanken. James wandte sich vom Fenster ab und sah, dass sein Vater aufrecht im Bett saß. »Jamie *bach*, was liegt dir auf dem Herzen?«

James betrachtete seinen Vater. Will wirkte müde; seine schwarze Haarmähne war zerzaust. James hatte schon oft zu hören bekommen, dass er Will ähnelte – und er wusste, dass das als Kompliment gemeint war. Sein Leben lang war sein Vater der stärkste Mann gewesen, den er kannte, unerschütterlich in seinen Prinzipien und unbeirrt in seiner Zuneigung. Will ruhte fest in sich. Nein – James ließ sich in *nichts* mit Will Herondale vergleichen.

Er lehnte sich mit dem Rücken gegen die kalte Fensterscheibe. »Nur ein schlechter Traum«, antwortete er.

»Hmm.« Will wirkte nachdenklich. »Letzte Nacht hattest du auch schon einen schlechten Traum. Und in der Nacht davor ebenfalls. Gibt es vielleicht etwas, worüber du mit mir reden möchtest, Jamie?«

Einen Moment lang malte James sich aus, wie es wäre, seinem Vater sein Herz auszuschütten. Belial, Grace, das Armband, Cordelia, Lilith. Einfach alles.

Aber die Vorstellung hielt nicht lange an. Er konnte sich die Reaktion seines Vaters nicht vorstellen. Konnte sich nicht vorstellen, wie er diese Worte aussprach. Er hatte all das so lange für sich behalten, dass er keinen anderen Ausweg sah, als seine Sorgen und Ängste nur noch stärker zu unterdrücken – und sich damit auf die einzige Art zu schützen, die er kannte.

»Ich mache mir nur Sorgen um Lucie«, sagte er. »Worauf sie sich da eingelassen hat.«

Wills Miene änderte sich – James glaubte für den Bruchteil einer Sekunde, einen Ausdruck der Enttäuschung über das Gesicht seines Vaters zucken zu sehen. Aber das ließ sich im Halbdunkel nur schwer ausmachen. »Dann geh wieder ins Bett«, sagte er. »Magnus meint, dass wir sie morgen wahrscheinlich finden, und dann sollten wir ausgeruht sein. Es kann durchaus sein, dass sie uns nicht freundlich empfangen wird.«

*Das Zwielight*

Mein Paris ist das Land, wo das Zwielight der  
Abendluft  
mit leidenschaftlichen Nächten in Schwarz und Gold  
sich verbindet;  
Wo, wie es scheint, zur Morgenstunde die Kälte dich  
findet;  
Doch die Nächte voll Gold, und ihr zarter,  
betörender Duft!

*Arthur Symons, »Paris«*

Die goldenen Fliesen des Bodens glänzten im Schein des prächtigen Kronleuchters, der Tropfen aus Licht versprühte – wie Schneeflocken, die man von einem Ast herabschüttelte. Die Musik, leise und lieblich, schwoll an, als James aus der Menge der Tanzenden heraustrat und Cordelia die Hand entgegenstreckte.

»Tanz mit mir«, sagte er. In seinem schwarzen Gehrock wirkte er atemberaubend schön. Der dunkle Stoff betonte die goldene Farbe seiner Augen und die scharfen Konturen seiner Wangenknochen. Das schwarze Haar fiel ihm in die Stirn. »Du siehst wunderschön aus, Daisy.«

Cordelia ergriff seine Hand. Während er sie auf die Tanzfläche zog, drehte sie sich um und erhaschte einen Blick auf sie beide in einem Spiegel am anderen Ende des Ballsaals: James, ganz in Schwarz, und sie an seiner Seite, in einem gewagten Kleid aus rubinrotem Samt. James schaute zu ihr hinunter ... Nein! Er

starrte quer durch den Saal, wo ein blasses Mädchen in einem elfenbeinfarbenen Kleid und mit Haaren von der Farbe creme-weißer Rosenblütenblätter seinen Blick erwiderte.

*Grace.*

»Cordelia!« Matthews Stimme veranlasste sie, ruckartig die Augen zu öffnen. Ihr war leicht schwindlig, und sie musste sich kurz mit der Hand an der Wand der Umkleidekabine abstützen. Der Tagtraum – oder eher ein Albtraum? Schließlich hatte das Ganze kein besonders gutes Ende genommen – war schrecklich real gewesen. »Madame Beausoleil möchte wissen, ob du Hilfe benötigst. Obwohl ich dir natürlich liebend gern selbst helfen würde, wenn es nicht zu skandalös wäre«, fügte er schelmisch hinzu.

Cordelia lächelte. Normalerweise begleiteten Männer nicht einmal ihre Ehefrauen oder Schwestern zur Schneiderin. Als sie vor zwei Tagen zum ersten Mal hier gewesen waren, hatte Matthew allerdings *das Lächeln* eingesetzt, woraufhin Madame Beausoleil ihm gestattete, bei Cordelia im Laden zu bleiben. »Sie spricht kein Französisch«, hatte er gelogen, »und wird meine Hilfe brauchen.«

Doch es war eine Sache, ihn in den Laden zu lassen. Der Zutritt zur Umkleidekabine, wo Cordelia gerade ein beängstigend elegantes, rotes Samtkleid übergestreift hatte, wäre dagegen *un affront et un scandale* gewesen – noch dazu in einem so exklusiven Etablissement wie dem von Madame Beausoleil.

Obwohl Cordelia rief, dass sie schon zurechtkäme, klopfte es kurz darauf an der Tür und eine der *Modistes* erschien. Mit einem Knopfhaken bewaffnet, machte sie sich an den Verschlüssen auf der Rückseite von Cordelias Kleid zu schaffen – zweifellos nicht zum ersten Mal in ihrem Berufsleben – und drückte und zerrte an Cordelia, als wäre sie eine Kleiderpuppe. Wenige Minuten später, nachdem das Kleid geschlossen, die Brüste angehoben und die Röcke zurechtgezogen waren, wurde Cordelia in den Hauptraum des Schneidersalons geführt.

Die Inneneinrichtung erinnerte an Zuckerwerk und bestand

ganz aus Hellblau und Gold, wie ein irdisches Osterei. Bei ihrem ersten Besuch war Cordelia sowohl entgeistert als auch seltsam entzückt gewesen, als sie gesehen hatte, wie die Waren hier präsentiert wurden: Mannequins, allesamt hochgewachsen und schlank und mit wasserstoffblonden Haaren, stolzierten im Raum auf und ab. Jede trug ein schwarzes Band mit einer Nummer um den Hals, die anzeigte, welchen speziellen Stil sie vorführte. Hinter einer Tür mit Spitzenvorhängen befand sich eine Fülle von Stoffballen, aus denen man wählen konnte: Samt und Seide, Satin und Organza. Angesichts dieser Schätze hatte Cordelia im Stillen Anna für ihre Ratschläge in Modefragen gedankt. Darum hatte sie bei den Spitzenstoffen und den Pastelltönen gleich abgewunken und stattdessen Stoffe ausgewählt, von denen sie wusste, dass sie ihr standen. Innerhalb weniger Tage hatten die Schneiderinnen das Bestellte genäht, und jetzt war Cordelia zurückgekehrt, um die fertigen Kleider anzuprobieren.

Matthews Miene nach zu urteilen, hatte sie gut gewählt. Er hatte es sich in einem vergoldeten Sessel mit schwarz-weiß gestreiftem Polster bequem gemacht, und auf seinem Knie lag ein aufgeschlagenes Buch: der skandalös gewagte Roman *Claudine in Paris*. Als Cordelia aus der Umkleidekabine trat, um in dem dreiteiligen Spiegel den Sitz ihres Kleids zu begutachten, schaute Matthew auf, und seine grünen Augen verdunkelten sich.

»Du siehst wunderschön aus.«

Einen Moment lang war Cordelia versucht, die Augen zu schließen. *Du siehst wunderschön aus, Daisy*. Doch sie würde nicht an James denken. Nicht jetzt. Nicht, wenn Matthew so freundlich war und ihr das Geld für diese Kleider lieh. (Sie war mit nur einem Kleid aus London geflüchtet und brauchte dringend etwas Sauberes zum Anziehen.) Schließlich hatten sie einander ein Versprechen gegeben: Matthew würde nicht exzessiv trinken, solange sie in Paris waren, und Cordelia würde sich nicht mit düsteren Gedanken an ihre Misserfolge quälen: den Gedanken an Lucie, ihren Vater und ihre Ehe. Und seit ihrer Ankunft hatte Matthew keine Flasche und nicht einmal ein Weinglas angerührt.

Cordelia verdrängte ihre Melancholie, schenkte Matthew ein Lächeln und richtete ihre Aufmerksamkeit wieder auf den Spiegel. Sie hatte fast das Gefühl, als stünde sie einer Fremden gegenüber. Das Kleid war nach Maß geschneidert: das Oberteil wegen tief ausgeschnitten, während sich der Rock um ihre Hüften schmiegte und nach unten weiter ausfiel, wie der Stängel und die Blütenblätter einer Lilie. Die gerüschten Ärmel waren kurz und ließen Cordelias Arme unverhüllt, sodass sich ihre Runenmale tiefschwarz von ihrer hellbraunen Haut abhoben – obwohl der Zauberglanz verhinderte, dass irgendein irdisches Auge die Male bemerkte.

Madame Beausoleil, deren Salon sich in der Rue de la Paix befand, wo sich die berühmtesten Modeschöpfer der Welt – wie das Modehaus Worth oder Jeanne Paquin – niedergelassen hatten, war laut Matthew bestens mit der Schattenwelt vertraut. »Hypatia Vex kauft nur hier ein«, hatte er Cordelia beim Frühstück erzählt. Madame Beausoleils eigene Vergangenheit war zutiefst geheimnisumwoben, was Cordelia äußerst französisch fand.

Unter dem Kleid befand sich nicht sehr viel. Allem Anschein nach war es in Frankreich Mode, dass Kleider die Konturen des Körpers betonten. In diesem Fall hatte man schmale Streben in den Stoff des Mieders eingearbeitet; eine Rosette aus Seidenblumen raffte das Dekolleté, und der Rock war unten ausgestellt und mit Rüschen aus goldener Spitze eingefasst. Der tiefe Rückenausschnitt des Kleids gab den Blick auf die Wölbung der Wirbelsäule frei. Das Ganze war ein echtes Kunstwerk, und das teilte Cordelia Madame Beausoleil auch mit (auf Englisch, von Matthew übersetzt), als diese mit dem Nadelkissen in der Hand herbeieilte, um das Ergebnis ihrer Arbeit in Augenschein zu nehmen.

Madame lachte leise. »Meine Aufgabe ist sehr einfach«, erklärte sie. »Ich muss lediglich die außergewöhnliche Attraktivität Ihrer Gattin unterstreichen.«

»Ah, sie ist nicht meine Gattin«, erwiderte Matthew mit funkelnden grünen Augen. Er liebte nichts mehr als einen vermeintlichen Skandal. Cordelia schnitt eine Grimasse in seine Richtung.

Allerdings musste man Madame zugutehalten, dass sie angesichts dieser Information nicht einmal blinzelte. Aber vielleicht lag es auch nur daran, dass sie in Frankreich waren. »*Alors*«, fuhr sie fort, »es kommt selten vor, dass ich eine so natürliche und ungewöhnliche Schönheit einkleiden darf. Zurzeit ist die Mode ausschließlich auf Blondinen und nochmals Blondinen ausgerichtet. Aber Blondinen können solche Farben nicht tragen: Blut und Feuer sind viel zu kräftig für fahle Haut und fahles Haar. Diesen Kundinnen stehen Spitze und Pastelltöne, doch Miss ...?«

»Miss Carstairs«, sagte Cordelia.

»Miss Carstairs hat für ihren Teint und ihre Haarfarbe die perfekte Wahl getroffen. Wenn Sie einen Raum betreten, *Mademoiselle*, werden Sie die Kerzenflamme sein, die alle Blicke wie Motten anzieht.«

Miss Carstairs. Cordelia war nicht lange Mrs Cordelia Herondale gewesen. Sie wusste, dass sie nicht an dem Namen hängen sollte. Es schmerzte zwar, ihn zu verlieren, doch das war reines Selbstmitleid, ermahnte sie sich. Sie war eine Carstairs, eine Jahanshah. In ihren Adern floss das Blut Rostams. Sie konnte sich in Feuer kleiden, wenn sie es wollte.

»So ein Kleid verdient Schmuck«, sagte Madame nachdenklich. »Ein Collier aus Rubinen und Gold. Diese Kugel ist hübsch, aber viel zu klein.« Sie schnippte mit dem Finger gegen den kleinen goldenen Anhänger an Cordelias Hals. Eine winzige Erdkugel an einer goldenen Kette.

Der Schmuck war ein Geschenk von James. Cordelia wusste, dass sie die Halskette abnehmen sollte, doch sie war noch nicht dazu bereit. Irgendwie erschien ihr diese Geste endgültiger als das Durchtrennen ihrer Ehe-Rune.

»Ich würde ihr nur allzu gern Rubine kaufen, wenn sie mich ließe«, sagte Matthew. »Aber leider Gottes lehnt sie es ab.«

Madame zog eine erstaunte Miene. Wenn Cordelia Matthews Geliebte war, wie Madame eindeutig gefolgert hatte, welchen Grund hatte sie dann, geschenkten Halsschmuck auszuschlagen? Sie tätschelte Cordelias Schulter und bedauerte sie für ihren mi-

serablen Geschäftssinn. »In der Rue de la Paix gibt es hervorragende Juweliere«, sagte sie. »Vielleicht werden Sie Ihre Meinung ändern, wenn Sie einen Blick in die Schaufenster geworfen haben.«

»Vielleicht«, sagte Cordelia und kämpfte gegen den Drang an, Matthew die Zunge herauszustrecken. »Im Moment muss ich mich allerdings auf meine Garderobe konzentrieren. Wie mein Bekannter bereits erklärt hat, ist mein Koffer auf der Reise verloren gegangen. Wäre es Ihnen möglich, die Kleider bis heute Abend ins Hôtel Le Meurice liefern zu lassen?«

»Aber gewiss doch.« Madame nickte, begab sich zum Ladentisch am anderen Ende des Raums und begann, mit einem Bleistift Zahlen auf einem Kaufbeleg zu notieren.

»Jetzt glaubt sie, dass ich deine Geliebte bin«, wandte Cordelia sich an Matthew, die Hände in die Hüften gestemmt.

Er zuckte die Schultern. »Wir sind in Paris. Geliebte gibt es hier noch häufiger als Croissants oder unnötig kleine Kaffeetaschen.«

Cordelia schnaubte missbilligend und verschwand wieder in der Umkleidekabine. Sie versuchte, nicht daran zu denken, was die bestellten Kleider kosten würden. Das rote Samtkleid für kalte Abende und noch vier weitere: ein schwarz-weiß gestreiftes Ausgekleid mit dazu passender Jacke, ein smaragdgrünes Kleid mit nilgrünen Satinpaspeln, ein gewagtes Abendkleid aus schwarzem Satin sowie ein mit goldenen Bändern besetztes, kaffeebraunes Seidenkleid. Anna wäre bestimmt zufrieden mit ihr. Allerdings würde Cordelia ihre gesamten Ersparnisse aufwenden müssen, um Matthew das Geld zurückzuzahlen. Er hatte angeboten, die Kosten zu übernehmen, mit der Begründung, dass es für ihn kein Problem wäre. Offenbar hatten seine Großeltern väterlicherseits Henry eine Menge Geld hinterlassen. Doch Cordelia konnte es sich nicht gestatten, das Angebot anzunehmen. Sie hatte schon genug von Matthew angenommen.

Nachdem sie wieder in ihr altes Kleid geschlüpft war, kehrte sie zu Matthew in den Salon zurück. Er hatte bereits bezahlt,

und Madame hatte die Lieferung der Kleider am selben Abend zugesagt. Eines der Mannequins zwinkerte Matthew zu, als er Cordelia aus dem Laden auf die Straßen von Paris hinausleitete, wo es von Menschen nur so wimmelte.

Es war ein klarer Tag mit blauem Himmel. Im Gegensatz zu London hatte es den Winter über in Paris nicht geschneit, und draußen war es kühl, aber hell. Cordelia stimmte erfreut Matthews Vorschlag zu, den Weg zum Hotel zu Fuß zurückzulegen, anstatt einen *Fiacre* – das Pariser Gegenstück zu einer Hansom-Droschke – heranzuwinken. Matthew, der sein Buch in der Manteltasche verstaut hatte, sprach noch immer über Cordelias neues rotes Kleid.

»Du wirst in den Varietés einfach alle überstrahlen.« Matthew war eindeutig der Meinung, dass er einen Sieg errungen hatte. »Niemand wird die Tänzerinnen auch nur eines Blickes würdigen. Na ja, der Gerechtigkeit halber muss erwähnt werden, dass die Tänzerinnen leuchtend rot angemalt sein werden und Teufelshörner tragen. Damit werden sie möglicherweise doch ein wenig Aufmerksamkeit auf sich ziehen.«

Er schenkte Cordelia ein Lächeln – *das Lächeln*, das die Herzen der unnachgiebigsten Griesgrame erweichte und starke Männer und Frauen zum Weinen brachte. Nicht einmal Cordelia war dagegen immun. Sie erwiderte sein Lächeln.

»Siehst du?«, fragte Matthew und deutete mit einer ausladenden Handbewegung auf alles, was vor ihnen lag: der breite Pariser Boulevard, die bunten Markisen der Geschäfte, die Cafés, in denen Frauen mit prachtvollen Hüten und Männer in ausgefallenen, längs gestreiften Hosen Tassen voll dickflüssiger, heißer Schokolade tranken, um sich aufzuwärmen. »Ich habe dir ja versprochen, dass du dich gut amüsieren wirst.«

Cordelia fragte sich, ob sie sich bisher amüsiert hatte. Vielleicht. Bis jetzt war es ihr jedenfalls weitestgehend gelungen, nicht daran zu denken, dass sie jeden Menschen, der ihr etwas bedeutete, auf schreckliche Weise enttäuscht hatte. Und das war schließlich der eigentliche Zweck der Reise. Wenn man erst ein-

mal alles verloren hatte, sagte sie sich, gab es keinen Grund, nicht alle glücklichen Momente zu genießen, die sich einem boten, so klein sie auch sein mochten. Das war schließlich Matthews Philosophie, oder nicht? War sie nicht deshalb mit ihm hierhergekommen?

Eine Frau, die in einem nahe gelegenen Café saß und einen mit Straußenfedern und Seidenrosen überfrachteten Hut auf dem Kopf trug, blickte von Matthew zu Cordelia und lächelte – wohlwollend angesichts ihrer jungen Liebe, vermutete Cordelia. Noch vor wenigen Monaten wäre sie in einer solchen Situation errötet. Jetzt lächelte sie nur. Welche Rolle spielte es, wenn die Leute das Falsche über sie dachten? Jedes Mädchen würde sich glücklich schätzen, Matthew als Verehrer zu haben. Sollten Passanten sich doch ausmalen, was immer sie wollten. So ging Matthew schließlich mit allen Situationen um. Er kümmerte sich nicht im Geringsten darum, was andere dachten, und war einfach nur er selbst. Und dank dieser Haltung konnte er bemerkenswert unbekümmert durchs Leben gehen.

Cordelia bezweifelte, dass sie in ihrem Zustand ohne Matthew der Reise nach Paris überhaupt gewachsen gewesen wäre. Er hatte sie beide, hochgradig unausgeschlafen und gähmend, vom Bahnhof zum Le Meurice gebracht – und dort heiter und strahlend lächelnd mit dem Hotelpagen gescherzt. Und man hätte meinen können, dass er die ganze Nacht in einem Federbett gelegen hatte.

In der ersten Nacht hatten sie bis in den Nachmittag hinein geschlafen (in den beiden getrennten Schlafzimmern von Matthews Suite, die über ein gemeinsames Wohnzimmer verfügte). Cordelia hatte geträumt, dass sie dem Angestellten an der Rezeption des Le Meurice ihr Herz ausgeschüttet und ihm sämtliche Sünden gebeichtet hatte. *Wissen Sie, meine Mutter bekommt bald ein Baby, und ich werde vermutlich nicht bei der Geburt dabei sein, weil ich stattdessen lieber mit dem besten Freund meines Mannes herumreise und mich amüsiere. Früher war ich die Trägerin des mythischen Schwerts Cortana. Sie kennen es vielleicht aus*

*dem Rolandslied. Nun, ich habe mich als unwürdig erwiesen, dieses Schwert zu tragen, und habe es meinem Bruder gegeben. Ach ja, dadurch ist er wahrscheinlich einer tödlichen Bedrohung ausgesetzt – nicht nur durch einen, sondern gleich zwei sehr mächtige Dämonen. Außerdem sollte ich die Parabatai meiner besten Freundin werden, aber jetzt wird es nicht dazu kommen. Und ich habe mir erlaubt zu glauben, dass der Mann, den ich liebe, mich vielleicht auch liebt und nicht Grace Blackthorn. Obwohl er, was seine Liebe zu ihr angeht, immer offen und ehrlich war.*

Dann hatte Cordelia den Kopf gehoben und gesehen, dass der Angestellte Liliths Gesichtszüge hatte und dass sich schwarze Schlangen in seinen Augenhöhlen wanden.

*Also meines Erachtens hast du alles richtig gemacht, Schätzchen,* hatte Lilith gesagt, und Cordelia war mit einem Schrei aufgewacht, der noch mehrere Minuten danach in ihrem Kopf widerhallte.

Als sie später vom Geräusch der Vorhänge geweckt wurde, die ein Dienstmädchen zurückzog, hatte sie voller Verwunderung auf den hellen Tag vor dem Fenster geblickt und auf die Dächer von Paris, die wie gehorsame Soldaten in Richtung Horizont marschierten. In der Ferne erhob sich der Eiffelturm trotzig vor einem sturmblauen Himmel. Und ein Zimmer weiter wartete Matthew darauf, dass Cordelia mit ihm zu einem aufregenden Abenteuer aufbrach.

In den darauffolgenden beiden Tagen hatten sie zusammen gegessen – einmal im wunderschönen Restaurant Le Train Bleu im Gare de Lyon, dessen Schönheit Cordelia in Erstaunen versetzt hatte: als würde sie im Inneren eines geschliffenen Saphirs speisen. Außerdem waren sie zusammen in Parks flaniert und hatten gemeinsam eingekauft – Hemden und Anzüge für Matthew bei Charvet, wo auch Baudelaire und Verlaine Kunden gewesen waren, sowie Kleider, Schuhe und einen Mantel für Cordelia. Dass Matthew ihr Hüte kaufte, hatte sie dagegen nicht zugelassen. Gewisse Grenzen musste es schließlich geben, hatte sie ihm gesagt. Matthew hatte daraufhin vorgeschlagen, die Grenze bei

Regenschirmen zu ziehen, die für ein mustergültiges Erscheinungsbild unerlässlich waren und sich zugleich als Waffe nützlich erweisen konnten. Cordelia hatte gekichert und dabei festgestellt, wie schön es war zu lachen.

Doch die größte Überraschung bestand wahrscheinlich darin, dass Matthew sein Versprechen mehr als gehalten hatte: Er trank keinen Tropfen Alkohol und ließ sich sogar durch die missbilligenden Mienen der Kellner nicht erweichen, wenn er bei den gemeinsamen Mahlzeiten keinen Wein bestellte. Ausgehend von ihren Erfahrungen mit dem Alkoholismus ihres Vaters hatte Cordelia erwartet, dass es Matthew ohne das Trinken schlecht gehen würde. Aber das Gegenteil war der Fall. Matthews Blick wirkte klar, und er schien voller Energie, während er sie durch die gesamte Innenstadt von Paris zu Sehenswürdigkeiten, Museen, Denkmälern und Parks schleppte. Das Ganze fühlte sich sehr erwachsen und weltgewandt an, was vermutlich auch der Zweck der Übung war.

Jetzt sah Cordelia Matthew an und dachte: *Er sieht glücklich aus*. Wirklich glücklich. Und selbst wenn diese Reise nach Paris vermutlich nicht ihre Rettung war, so konnte sie zumindest dafür sorgen, dass sie ihm Freude bereitete.

Matthew nahm ihren Arm und half ihr über ein Stück schadhaften Gehweg hinweg. Cordelia musste an die Frau im Café denken, daran, wie sie bei ihrem Anblick gelächelt und sie für ein verliebtes Paar gehalten hatte. Wenn sie nur wüsste, dass Matthew nicht ein einziges Mal versucht hatte, Cordelia zu küssen. Er war stets der Inbegriff eines Gentlemans gewesen. Ein- oder zweimal, als sie sich in der Hotelsuite eine gute Nacht gewünscht hatten, hatte Cordelia geglaubt, ein Blitzen in seinen Augen zu sehen. Aber vielleicht hatte sie es sich auch nur eingebildet? Sie war nicht ganz sicher, was sie erwartet hatte, und auch nicht, wie ihre Gefühle in Bezug auf ... nun ja, auf irgendetwas aussahen.

»Ich amüsiere mich gut«, bestätigte sie jetzt und meinte es auch so. Sie wusste, dass sie hier glücklicher war, als sie es in London gewesen wäre, wo sie sich ins Haus ihrer Familie in Corn-

wall Gardens zurückgezogen hätte. Alastair hätte versucht, nett zu sein, während ihre Mutter schockiert und verzweifelt gewesen wäre. Cordelia hätte versucht, all dem standzuhalten, und schließlich angesichts der Bürde den Wunsch verspürt zu sterben.

So war es besser. Mithilfe des Telegrafendienstes im Hotel hatte sie eine kurze Nachricht an ihre Familie geschickt und sie wissen lassen, dass sie in Paris ihre Frühjahrgarderobe einkaufen würde, mit Matthew als Begleiter. Ihre Mutter und Alastair würden es vermutlich seltsam finden, aber zumindest nicht besorgniserregend – das hoffte sie wenigstens.

»Ich bin nur neugierig«, fügte sie hinzu, während sie sich dem Hotel näherten, das mit seiner massiven Fassade vor ihnen auftauchte, mit den schmiedeeisernen Balkonen und den hell erleuchteten Fenstern, die ihr Licht über die winterlichen Straßen warfen. »Du hast erwähnt, dass ich in einem Varieté alle überstrahlen würde? In welchem Varieté? Und wann gehen wir hin?«

»Heute Abend, um genau zu sein«, antwortete Matthew und hielt ihr die Tür auf. »Wir werden gemeinsam ins Herz der Hölle reisen. Beunruhigt dich das?«

»Ganz und gar nicht. Ich bin nur froh, dass ich mich für ein rotes Kleid entschieden habe. Es passt zum Thema.«

Matthew lachte, aber Cordelia fragte sich unwillkürlich, was um Himmels willen er damit eigentlich meinte – gemeinsam ins Herz der Hölle reisen.

Sie fanden Lucie auch am nächsten Tag nicht.

Der Schnee war nicht liegen geblieben, sodass zumindest die Straßen frei waren. Balios und Xanthos trotteten zwischen kahlen Hecken dahin, und ihr Atem stieg in der kalten Luft wie weiße Wolken auf. Zur Mittagszeit erreichten sie Lostwithiel, ein kleines Dorf im Landesinneren, und Magnus ging in einen Pub namens Wolf's Bane, um Erkundigungen einzuziehen. Als er wieder herauskam, schüttelte er den Kopf. Trotzdem machten sie sich auf den Weg zu der Adresse, die man ihm zuvor genannt hatte. Doch wie sich herausstellte, handelte es sich um ein

leer stehendes Bauernhaus, dessen altes Dach bereits in sich zusammenfiel.

»Es gibt noch eine andere Möglichkeit«, sagte Magnus und kletterte wieder in die Kutsche. Feine Schneeflocken, die wahrscheinlich von den Überresten des Dachs herunterwirbelten, verfangen sich in seinen schwarzen Augenbrauen. »Irgendwann im letzten Jahrhundert hat ein mysteriöser Gentleman aus London eine alte verfallene Kapelle am Peak Rock gekauft, in einem Fischerdorf namens Polperro. Er hat das Gebäude restauriert, verlässt es allerdings nur selten. Unter den lokalen Schattenweltern kursiert das Gerücht, dass er ein Hexenmeister ist. Offenbar entweichen nachts hin und wieder violette Flammen aus dem Schornstein.«

»Ich dachte, dass *hier* ein Hexenmeister wohnen soll«, sagte Will und zeigte auf das ausgebrannte Bauernhaus.

»Nicht alle Gerüchte sind wahr, Herondale, aber es gilt, allen auf den Grund zu gehen«, erwiderte Magnus gelassen. »Wir müssten in der Lage sein, Polperro in wenigen Stunden zu erreichen.«

James seufzte innerlich. Weitere Stunden. Weiteres Warten. Weiteres Kopfzerbrechen ... über Lucie, über Matthew und über Daisy. Über seinen Traum.

*Sie erwachen.*

»Ich werde euch mit einer Geschichte die Zeit vertreiben«, erklärte Will. »Sie handelt von meinem Höllenritt auf Balios von London nach Cadair Idris, in Wales. Deine Mutter, James, war verschwunden ... Der Schurke Mortmain hatte sie entführt. Also warf ich mich in Balios' Sattel und rief: ›Wenn du mich je geliebt hast, Balios, dann lass deine Hufe jetzt schneller laufen als je zuvor, damit sie mich zu meiner geliebten Tessa tragen, bevor ihr ein Leid geschieht.‹ Die Nacht war stürmisch, doch der Sturm, der in meiner Brust tobte, war noch viel wilder ...«

»Ich kann kaum glauben, dass du diese Geschichte noch nie gehört hast, James«, sagte Magnus milde. Er und James teilten sich eine Seite der Kutsche, denn am ersten Tag ihrer Reise war

schnell klar geworden, dass Will die gesamte andere Sitzbank für seine ausschweifenden Handbewegungen benötigte.

Die Vorstellung, dass James sein ganzes Leben lang Geschichten über Magnus gehört hatte und jetzt Seite an Seite mit ihm reiste, erschien ihm irgendwie seltsam. Allerdings hatte er während ihrer gemeinsamen Reise herausgefunden, dass Magnus trotz seiner extravaganten Kleidung und seines theatralischen Gebarens, das bereits mehrere Gastwirte beunruhigt hatte, überraschend ruhig und pragmatisch war.

»Nein, habe ich nicht«, antwortete James. »Jedenfalls nicht seit letztem Donnerstag.«

Er verschwieg jedoch, dass er es eigentlich als recht tröstlich empfand, die Geschichte noch einmal zu hören. Sie war ihm und Lucie oft erzählt worden, und insbesondere Lucie hatte sie als Kind geliebt: Will, der der Stimme seines Herzens folgte und überstürzt aufbrach, um ihre Mutter zu retten, von der er damals noch nicht wusste, dass sie ihn ebenfalls liebte.

James lehnte den Kopf an das Kutschenfenster. Die Landschaft draußen war spektakulär: Zu ihrer Linken fielen Klippen steil ab, an deren Fuß eine rauschende Brandung tobte. Metallisch graue Wellen schlugen krachend gegen die Felsen, die ihre wulstigen Finger weit in den graublauen Ozean hinausstreckten. In der Ferne sah James eine Kirche, die sich auf einer Landzunge gegen den Himmel abhob. Ihr grauer Turm wirkte irgendwie schrecklich einsam, schrecklich weit von allem entfernt.

Die Stimme seines Vaters drang wie ein Lied an seine Ohren, die Worte so vertraut wie ein Schlaflied. James musste unweigerlich an Cordelia denken, als sie ihm aus Ganjavis Gedichten vorgelesen hatte. An ihr Lieblingsgedicht über die unglückliche Liebe von Layla und Madschnun. An ihre Stimme, so weich wie Samt. *Und als der Mond ihre Wange zum Vorschein brachte, gewann sie tausend Herzen: Kein Stolz, kein Schild konnte ihre Macht noch hemmen. Layla war ihr Name.*

Cordelia lächelte ihn über den Tisch im Arbeitszimmer hinweg an. Das Schachspiel war vorbereitet, und sie hielt einen Springer

aus Elfenbein in ihrer zierlichen Hand. Der Schein der Flammen brachte ihr Haar zum Leuchten – ein Heiligenschein aus Feuer und Gold. »Schach ist ein persisches Spiel«, sagte sie. »*Bia ba man bazi kon*. Spiel mit mir, James.«

»*Kheili khoshgeli*«, sagte er. Die Worte kamen ihm leicht über die Lippen: der erste Satz, den er sich auf Persisch beigebracht hatte. Obwohl er ihn bisher noch nie gegenüber seiner Frau geäußert hatte. *Du bist wunderschön*.

Sie errötete. Ihre vollen, roten Lippen bebten. Ihre Augen waren so dunkel und schimmerten ... wie schwarze Schlangen, die zuckten, hervorschnellten und mit ihren Zähnen nach ihm schnappten ...

»James! Wach auf!« Magnus' Hand lag auf seiner Schulter und schüttelte ihn. James erwachte, würgte trocken und presste eine Faust auf seinen Magen. Er war in der Kutsche. Allerdings wirkte der Himmel jetzt dunkler. Wie viel Zeit war vergangen? Er hatte wieder geträumt. Dieses Mal war Cordelia in seine Alpträume hineingezogen worden. Ihm wurde übel, und er lehnte sich gegen den gepolsterten Sitz. Dann warf er seinem Vater einen Blick zu.

Will musterte ihn mit strenger Miene, was selten vorkam. Seine Augen leuchteten dunkelblau. »James, du musst uns erzählen, was los ist.«

»Nichts.« James hatte einen bitteren Geschmack im Mund. »Ich bin eingeschlafen ... ein weiterer Traum ... Ich habe dir doch gesagt, dass ich mir Sorgen um Lucie mache.«

»Du hast nach Cordelia gerufen«, entgegnete Will. »Ich habe noch nie erlebt, dass jemand so schmerzerfüllt geklungen hat. Jamie, du musst mit uns reden.«

Magnus schaute von James zu Will und wieder zurück. Seine Hand lag auf James' Schulter, schwer vom Gewicht der Ringe. »Du hast auch einen anderen Namen gerufen. Und ein Wort. Eines, das mich ziemlich beunruhigt hat«, berichtete er.

*Nein*, dachte James. *Nein*. Vor dem Fenster ging die Sonne unter; die zwischen den Hügeln versteckten Bauernhöfe leuchteten dunkelrot. »Ich bin mir sicher, dass es nur Unsinn war.«

Magnus sah James ruhig an. »Du hast den Namen Lilith gerufen. In der Schattenwelt wird viel über die jüngsten Ereignisse in London geredet. Aber die Geschichte, die mir erzählt wurde, hat mich nie ganz überzeugt. Außerdem kursieren Gerüchte über die Mutter aller Dämonen. James, du brauchst uns nicht alles zu berichten, was du weißt. Aber wir werden es trotzdem herausfinden.« Er warf Will einen Blick zu. »Also, ich zumindest. Was deinen Vater angeht, kann ich nichts versprechen. Er war schon immer etwas schwer von Begriff.«

»Dafür habe *ich* noch nie eine russische Pelzmütze mit Ohrenklappen getragen – im Gegensatz zu gewissen anderen Anwesenden«, konterte Will.

»Alle betroffenen Seiten haben Fehler gemacht«, entgegnete Magnus. »James?«

»Ich besitze keine Ohrenklappenmütze«, sagte James.

Die beiden Männer starrten ihn an.

»Ich kann jetzt nicht alles erzählen«, hob James an und spürte, wie sein Herz einen Schlag aussetzte: Zum ersten Mal hatte er zugegeben, dass es etwas zu erzählen gab. »Nicht, wenn wir Lucie finden wollen ...«

Magnus schüttelte den Kopf. »Es ist schon dunkel, und es regnet. Der Weg vom Chapel Cliff hinauf zum Peak Rock soll gefährlich sein. Es ist sicherer, wenn wir erst übernachten und uns morgen früh wieder auf den Weg machen.«

Will nickte. Es war klar, dass er und Magnus den Plan bereits gefasst hatten, während James schlief.

»Also gut«, sagte Magnus. »Beim nächsten anständigen Gasthof kehren wir ein. Ich werde für uns einen Privatsalon reservieren, wo wir uns ungestört unterhalten können. Und James ... Was auch immer das Problem ist, es lässt sich lösen.«

James hatte seine Zweifel, aber es erschien ihm zwecklos, das zu sagen. Stattdessen beobachtete er durch das Fenster, wie die Sonne verschwand, und schob eine Hand in die Tasche. Cordelias Handschuhe, das Paar, das er aus ihrem gemeinsamen Haus mitgenommen hatte, waren noch da. Das Ziegenleder war so

weich wie ein Blütenblatt. Rasch schloss er seine Hand fest um einen der Handschuhe.

In einem kleinen, weißen Zimmer unweit des Ozeans erwachte Lucie Herondale in unregelmäßigen Abständen, um kurz darauf wieder wegzudämmern.

Als sie zum ersten Mal aufgewacht war, hier in dem fremden Bett, das nach altem Stroh roch, hatte sie eine Stimme gehört – Jesses Stimme. Sie hatte versucht zu rufen, um ihn wissen zu lassen, dass sie bei Bewusstsein war. Aber noch bevor sie etwas sagen konnte, war die Erschöpfung wie eine kalte, graue Woge über sie hinweggefegt. Eine Erschöpfung, wie sie sie noch nie zuvor empfunden oder sich auch nur vorgestellt hatte. So tief wie eine Stichwunde. Langsam, unaufhaltsam hatte sie die Besinnung verloren, und sie war in die Dunkelheit ihres eigenen Bewusstseins gestürzt, wo die Zeit schwankte und schlingerte wie ein Schiff im Sturm und sie kaum sagen konnte, ob sie wach war oder schlief.

In den Momenten der Klarheit hatte sie nur wenige Details zusammenfügen können. Der Raum war klein und im Farbton von Eierschalen gestrichen. Es gab nur ein Fenster, durch das sie den Ozean sehen konnte, dessen Wellen heranrollten und sich wieder zurückzogen – ein dunkles, metallisches Grau mit weißen Spitzen. Sie glaubte, das Meer auch hören zu können. Doch da sich sein entferntes Tosen oft mit wesentlich unangenehmeren Geräuschen vermischte, vermochte sie nicht zu sagen, was an ihrer Wahrnehmung echt war.

Von Zeit zu Zeit kamen zwei Personen ins Zimmer, um nach ihr zu sehen. Einer war Jesse, der andere Malcolm, der sich eher zurückhielt. Irgendwie wusste sie, dass sie sich in Malcolms Haus in Cornwall befanden und dass der Atlantik draußen gegen die Felsen donnerte.

Bisher war sie nicht in der Lage gewesen, mit einem der beiden zu sprechen. Wenn sie es versuchte, hatte sie das Gefühl, als könnte ihr Verstand die Worte zwar formen, aber ihr Körper würde nicht auf seine Befehle reagieren. Sie konnte nicht einmal

mit einem Finger zucken, um darauf aufmerksam zu machen, dass sie wach war. Sämtliche Bemühungen schickten sie immer nur zurück in die Dunkelheit.

Bei der Dunkelheit handelte es sich allerdings nicht nur um das Innere ihres Bewusstseins. Zuerst hatte sie es dafür gehalten – die vertraute Dunkelheit, die vor dem Einschlafen kam und die lebendigen Farben der Träume mitbrachte. Diese Dunkelheit war jedoch ein *Ort*.

Und an diesem Ort war Lucie nicht allein. Obwohl sie ziellos durch eine endlose Ödnis zu treiben schien, konnte sie die Anwesenheit anderer spüren, die nicht lebendig, aber auch nicht tot waren. Ihre Seelen wirbelten körperlos durch das Nichts, ohne je auf Lucie oder aufeinanderzutreffen. Sie waren unglücklich, diese Seelen. Sie verstanden nicht, was mit ihnen geschah. Sie heulten unaufhörlich, wortlose Schreie des Schmerzes und der Verzweiflung, die Lucie unter die Haut gingen.

Jetzt spürte sie, wie etwas ihre Wange streifte. Die Berührung brachte sie zurück zu ihrem Körper. Sie war wieder in dem weißen Zimmer. Die Berührung an ihrer Wange stammte von Jesses Hand. Sie wusste es instinktiv, obwohl sie nicht in der Lage war, die Augen zu öffnen oder sich zu bewegen, um darauf zu reagieren.

»Sie weint«, sagte er.

Seine *Stimme*. Sie besaß jetzt eine Tiefe, eine Festigkeit, die sie nicht gehabt hatte, als er ein Geist gewesen war.

»Vielleicht hat sie einen Albtraum.« Malcolms Stimme. »Jesse, es geht ihr gut. Als sie dich von den Toten zurückgeholt hat, hat sie einen großen Teil ihrer Energie verbraucht. Sie muss sich ausruhen.«

»Aber verstehst du denn nicht ... Sie ist in diesem Zustand, *weil* sie mich wiedererweckt hat.« Jesses Stimme stockte. »Wenn sie sich nicht wieder erholt ... Ich könnte es mir nie verzeihen.«

»Diese Gabe, die sie besitzt – ihre Fähigkeit, durch den Schleier hindurchzugreifen, der die Lebenden und die Toten trennt –, hat sie schon ihr ganzes Leben lang. Dich trifft keine Schuld. Wenn

jemand Schuld hat, dann Belial.« Malcolm seufzte. »Wir wissen so wenig über die Schattenreiche, die jenseits des Endes aller Dinge liegen. Und sie hat sich ziemlich weit hineinbegeben, um dich wieder herauszuziehen. Sie braucht Zeit, um zurückzukehren.«

»Aber was ist, wenn sie an irgendeinem schrecklichen Ort gefangen ist?« Lucie spürte die leichte Berührung erneut: Jesses Hand an ihrer Wange. Sie wünschte sich so sehr, ihr Gesicht in seine Handfläche zu pressen, dass es schmerzte. »Was ist, wenn *ich* sie irgendwie herausziehen muss?«

Malcolm räusperte sich und fuhr dann mit sanfterer Stimme fort: »Es sind gerade einmal zwei Tage vergangen. Wenn sie bis morgen nicht aufwacht, kann ich versuchen, sie mithilfe von Maggie zu erreichen. Ich werde mich damit befassen – *wenn* du bis dahin aufhörst, an ihrem Bett zu stehen und dir Sorgen zu machen. Wenn du wirklich etwas Nützliches tun willst, dann kannst du ins Dorf gehen und ein paar Dinge besorgen, die wir brauchen ...«

Seine Stimme schwand und verstummte schließlich vollends. Lucie war wieder an dem dunklen Ort. Aber sie nahm Jesses Anwesenheit wahr – seine Stimme klang wie ein fernes Flüstern. »*Lucie, falls du mich hören kannst ... Ich bin hier. Ich passe auf dich auf.*«

*Ich bin hier*, versuchte sie zu erwidern. *Ich kann dich hören*. Aber wie schon zuvor wurden ihre Worte von den Schatten geschluckt, und sie fiel zurück ins Nichts.

»Wer ist ein hübscher Vogel?«, fragte Ariadne Bridgestock.

Winston, der Papagei, blickte sie aus zusammengekniffenen Augen an. Er äußerte sich nicht dazu, wer ein hübscher Vogel sein könnte oder nicht. Ariadne war sicher, dass sein Hauptinteresse den Paranüssen in ihrer Hand galt.

»Ich dachte, wir könnten uns unterhalten«, sagte sie und lockte ihn mit einer Nuss. »Papageien sollen doch sprechen. Warum fragst du nicht, wie mein Tag bisher war?«

Winston musterte sie finster. Ihre Eltern hatten ihn ihr geschenkt, vor langer Zeit, als sie neu in London gewesen war und sich nach etwas Buntem gesehnt hatte, einem Kontrast zum tristen Grau der Stadt. Winston hatte einen grünen Rumpf, einen pflaumenblauen Kopf und den Charakter eines Halunken.

Mit nur einem Blick machte er ihr klar, dass hier keine Unterhaltung stattfinden würde, bevor sie ihm nicht eine Paranuss gegeben hatte. *Überlistet von einem Papagei*, dachte Ariadne und reichte ihm den Leckerbissen durch die Gitterstäbe. Matthew Fairchilds Haustier war ein wunderschöner Hund mit goldenem Fell; sie dagegen war mit dem launischen Lord Byron der Vögel gestraft.

Winston schluckte die Nuss, streckte eine Kralle aus und schlang sie um einen der Gitterstäbe seines Käfigs. »Hübscher Vogel«, schnarrte er. »Hübscher Vogel.«

*Besser als nichts*, dachte Ariadne. »Mein Tag war scheußlich, danke der Nachfrage«, sagte sie und fütterte Winston mit einer weiteren Nuss. »Das Haus ist so leer und einsam. Mutter geistert nur niedergeschlagen herum und macht sich Sorgen um Vater. Er ist jetzt seit ganzen fünf Tagen weg. Und ... ich hätte nie gedacht, dass mir *Grace* fehlen würde, aber wenigstens hätte ich mit ihr etwas Gesellschaft.«

Anna erwähnte sie dagegen nicht. Gewisse Dinge gingen Winston nichts an.

»Grace«, krächzte er und klopfte vielsagend an die Gitterstäbe seines Käfigs. »Stadt der Stille.«

»In der Tat«, murmelte Ariadne. Da ihr Vater und Grace in derselben Nacht aufgebrochen waren, musste es eine Verbindung zwischen den Ereignissen geben. Allerdings wusste Ariadne nicht, worin sie genau bestand. Ihr Vater hatte sich Hals über Kopf auf den Weg zur Adamant-Zitadelle gemacht, um Tatiana Blackthorn zu verhören. Am darauf folgenden Morgen hatten Ariadne und ihre Mutter festgestellt, dass Grace ebenfalls fort war. Sie musste bei Nacht und Nebel ihre wenigen Sachen gepackt und sich davongemacht haben. Erst zur Mittagszeit hatte

ein Bote eine Nachricht von Charlotte überbracht, in der sie ihnen mitteilte, dass sich Grace in der Obhut der Brüder der Stille befand und mit ihnen über die Verbrechen ihrer Mutter sprach.

Diese Neuigkeiten hatten Ariadnes Mutter in höchste Aufregung versetzt. »Ach du meine Güte, wir haben unwissentlich einer Kriminellen unter unserem Dach Schutz gewährt!« Ariadne hatte mit den Augen gerollt und darauf hingewiesen, dass Grace die Brüder der Stille freiwillig aufgesucht hatte und nicht von ihnen abgeführt worden war. Und darauf, dass Tatiana Blackthorn die Kriminelle war. Tatiana hatte bereits jede Menge Ärger und Kummer verursacht. Und wenn Grace den Stillen Brüdern weitere Informationen über Tatanas illegale Machenschaften zukommen lassen wollte, dann tat sie damit nur ihre Bürgerpflicht.

Ariadne wusste, dass es lächerlich war, Grace zu vermissen. Sie hatten selten miteinander gesprochen. Aber das Gefühl der Einsamkeit war so stark, dass in Ariadnes Augen die bloße *Anwesenheit* einer weiteren Person eine Linderung bedeuten würde. Natürlich gab es Leute, mit denen sie sehr gern gesprochen hätte, doch sie bemühte sich nach Kräften, nicht an diese Leute zu denken. Sie waren nicht ihre Freunde, nicht wirklich. Sie gehörten zu Annas Freundeskreis. Und Anna ...

Ariadnes Grübeleien wurde durch das schrille Läuten der Türklingel unterbrochen. Sie sah, dass Winston eingeschlafen war und kopfüber im Käfig hing. Hastig ließ sie die restlichen Nüsse in seinen Futternapf fallen und eilte in der Hoffnung auf Neuigkeiten aus dem Wintergarten in den vorderen Bereich des Hauses.

Doch ihre Mutter hatte die Haustür bereits erreicht. Als sie ihre Stimme hörte, blieb Ariadne vor der obersten Treppenstufe stehen. »Guten Tag, Konsulin Fairchild. Und Mr Lightwood. Wie freundlich von Ihnen vorbeizukommen.« Flora Bridgestock hielt inne. »Haben Sie ... habt ihr etwa ... Neuigkeiten von Maurice?«

Ariadne konnte die Angst in der Stimme ihrer Mutter hören und verharrte wie angenagelt. Wenigstens stand sie hinter

der Biegung der Treppe, außer Sichtweite der Haustür. Wenn Charlotte Fairchild Neuigkeiten hatte – schlechte Neuigkeiten –, dann wäre sie eher bereit, ihrer Mutter davon zu erzählen, wenn Ariadne nicht anwesend war.

Deshalb hielt sich Ariadne am Treppenpfosten fest und wartete, bis sie Gideon Lightwoods sanfte Stimme hörte. »Nein, Flora. Seit seiner Abreise nach Island haben wir nichts von ihm vernommen. Wir hatten vielmehr gehofft, dass ... nun ja, dass *du* etwas gehört hättest.«

»Nein«, erwiderte ihre Mutter. Ihre Stimme klang weit entfernt, distanziert. Ariadne wusste, dass sie Mühe hatte, ihre Angst nicht zu zeigen. »Ich bin davon ausgegangen, dass er sich, falls er sich überhaupt bei jemandem meldet, mit dem Büro der Konsulin in Verbindung setzen würde.«

Betretenes Schweigen folgte. Ariadne fühlte sich schwindlig und vermutete, dass sich Gideon und Charlotte gerade wünschten, sie hätten auf diesen Besuch verzichtet.

»Keine Nachricht aus der Zitadelle?«, fragte ihre Mutter schließlich. »Von den Eisernen Schwestern?«

»Nein«, räumte die Konsulin ein. »Allerdings sind sie generell nicht sehr mitteilbar, gelinde ausgedrückt. Wahrscheinlich ist es ein ziemlich schwieriges Unterfangen, Tatiana zu verhören. Möglicherweise denken die Schwestern schlichtweg, dass es noch keine Neuigkeiten gibt.«

»Aber ihr habt ihnen doch mehrere Nachrichten geschickt, auf die sie nicht geantwortet haben«, sagte Flora. »Vielleicht ... Was ist mit dem Institut in Reykjavík?« Ariadne glaubte zu hören, wie ein Anflug von Furcht durch den Panzer aus Höflichkeit drang. »Ich weiß, dass wir ihn nicht mithilfe von Runen orten können, da Wasser zwischen uns liegt, aber die dortigen Schattenjäger könnten es versuchen. Ich könnte euch etwas von Maurice geben, um es dorthin zu schicken. Ein Taschentuch, oder ...«

»Flora.« Die Konsulin sprach in ihrem gütigsten Tonfall. Ariadne vermutete, dass sie inzwischen ihrer Mutter sanft die Hand hielt. »Diese Mission unterliegt strengster Geheimhaltung.

Maurice wäre der Letzte, der wollte, dass wir die gesamte Schatzenjägergemeinschaft in Aufregung versetzen. Wir werden eine weitere Nachricht zur Zitadelle schicken, und wenn wir wieder nichts hören, werden wir eigene Nachforschungen einleiten. Das verspreche ich.«

Ariadnes Mutter murmelte ein paar zustimmende Worte, doch Ariadne war beunruhigt. Die Konsulin und ihr engster Berater kamen nicht persönlich vorbei, nur weil sie auf Neuigkeiten warteten. Irgendetwas bereitete ihnen Sorgen – etwas, das sie Flora gegenüber nicht erwähnt hatten.

Nachdem Charlotte und Gideon weitere beruhigende Zusicherungen gemacht hatten, verabschiedeten sie sich. Als Ariadne hörte, dass die Tür ins Schloss fiel, stieg sie die Treppe hinunter. Ihre Mutter, die reglos im Eingangsbereich gestanden hatte, zuckte zusammen, als sie sie sah. Ariadne tat ihr Bestes, um den Eindruck zu erwecken, als wäre sie gerade erst heruntergekommen.

»Ich habe Stimmen gehört«, sagte sie. »War das die Konsulin, die gerade gegangen ist?«

Ihre Mutter nickte abwesend, in Gedanken versunken. »Und Gideon Lightwood. Sie wollten wissen, ob wir eine Nachricht von deinem Vater erhalten haben. Dabei hatte ich gehofft, sie wären hergekommen, um mir mitzuteilen, dass *sie* etwas von ihm gehört haben.«

»Bestimmt wird alles gut, Mama.« Ariadne nahm die Hände ihrer Mutter. »Du weißt doch, wie Vater ist. Er wird vorsichtig sein und sich genug Zeit nehmen, um so viel wie möglich herauszufinden.«

»Ja, ich weiß. Aber ... es war seine Idee, Tatiana überhaupt in die Adamant-Zitadelle zu schicken. Wenn etwas schiefgegangen ist ...«

»Es war ein Gnadenerweis«, sagte Ariadne nachdrücklich. »Ein Akt der Barmherzigkeit, sie nicht in der Stadt der Stille einzusperren, wo sie bestimmt noch wahnsinniger geworden wäre als ohnehin schon.«

»Aber damals wussten wir nicht, was wir heute wissen«, erwiderte ihre Mutter. »Wenn Tatiana Blackthorn etwas mit Leviathans Angriff auf das Institut zu tun hatte ... dann wäre das nicht die Tat einer Wahnsinnigen, die Mitleid verdient. Sondern eine Kriegserklärung an die Nephilim. Die Tat einer gefährlichen Gegnerin, die mit dem ultimativen Bösen gemeinsame Sache macht.«

»Tatiana war in der Adamant-Zitadelle, als Leviathan angegriffen hat«, bemerkte Ariadne. »Wie hätte sie für die Geschehnisse verantwortlich sein können, ohne dass die Eisernen Schwestern es merken? Mach dir keine Sorgen, Mama«, fügte sie hinzu. »Alles wird gut werden.«

Ihre Mutter seufzte. »Ari, du hast dich zu so einer bezauberten jungen Frau entwickelt. Du wirst mir wirklich fehlen, wenn ein guter Mann dich auswählt und du ihn heiratest.«

Ariadne brachte einen unverbindlichen Laut hervor.

»Oh, ich weiß, dass die Sache mit diesem Charles eine schreckliche Erfahrung war«, fügte ihre Mutter hinzu. »Aber du wirst bald einen besseren Mann finden.«

Dann holte sie tief Luft und straffte die Schultern. Nicht zum ersten Mal wurde Ariadne daran erinnert, dass ihre Mutter eine Schattenjägerin wie jede andere war. Die Bewältigung schwieriger Situationen gehörte zu ihren Aufgaben. »Beim Erzengel«, sagte sie in jetzt forschem Tonfall, »das Leben geht weiter, und wir können nicht den ganzen Tag in der Eingangshalle herumstehen und uns Sorgen machen. Ich muss so viele Dinge erledigen ... In Abwesenheit des Hausherrn trägt die Frau des Inquisitors die Verantwortung für den Haushalt und all das ...«

Ariadne murmelte zustimmend, küsste ihre Mutter auf die Wange und stieg wieder die Treppe hinauf. Auf dem Weg durch den Flur kam sie an der angelehnten Tür zum Arbeitszimmer ihres Vaters vorbei. Sie drückte die Tür etwas weiter auf und spähte hinein.

Das Arbeitszimmer war in einem schrecklichen Chaos hinterlassen worden. Falls Ariadne gehofft hatte, dass ein Blick in

Maurice Bridgestocks Arbeitszimmer ihr das Gefühl schenken würde, ihrem Vater näher zu sein, wurde sie enttäuscht. Stattdessen verstärkte die Szenerie nur ihre Sorge: Denn ihr Vater war gewissenhaft und ordentlich und normalerweise sehr stolz darauf. Für Unordnung hatte er kein Verständnis. Ariadne wusste, dass er überstürzt aufgebrochen war, doch der Zustand des Zimmers machte deutlich, wie groß seine Panik gewesen sein musste.

Ohne groß nachzudenken, betrat sie den Raum und begann aufzuräumen: Sie schob den Stuhl zurück unter den Schreibtisch, befreite die Vorhänge, die sich an einem Lampenschirm verfangen hatten, und trug die Teetassen hinaus in den Flur, wo die Haushälterin sie finden würde. Vor der Kaminumrandung lag kalte Asche. Ariadne griff nach dem kleinen Kehrbesen aus Messing, um sie zurück in den Kamin zu befördern ...

... und hielt inne.

Zwischen der Asche im Kamin schimmerte etwas Weißes – ein Stapel aus verkohltem Papier, mit der gestochenen Handschrift ihres Vaters. Sie beugte sich vor. Was waren das für Notizen, von denen ihr Vater geglaubt hatte, sie vor seiner Abreise aus London vernichten zu müssen?

Ariadne holte die Papiere aus dem Kamin, schnippte die Asche weg und begann zu lesen. Dabei spürte sie, wie sich eine stechende Trockenheit in ihrer Kehle ausbreitete, beinahe so, als drohte sie zu ersticken.

Oben auf der ersten Seite standen die Worte *Herondale/Lightwood*.

Ariadne war klar, dass sie eine Grenze überschritt, wenn sie weiterlas, doch der Name Lightwood brannte seine Buchstaben in ihre Augen. Sie konnte sich nicht davon abwenden. Falls Annas Familie in irgendwelchen Schwierigkeiten steckte, wie könnte Ariadne nicht darüber Bescheid wissen wollen?

Die Blätter waren mit Jahreszahlen beschriftet: 1896, 1892, 1900. Ariadne blätterte durch die Seiten und spürte, wie ihr ein eiskalter Finger über den Nacken fuhr.

Die Notizen in der Handschrift ihres Vaters enthielten keine

Aufstellungen von Ausgaben und Einnahmen, sondern Beschreibungen von Vorfällen. Vorfälle mit Beteiligung der Herondales und Lightwoods.

Nein, keine Vorfälle. Fehler. Irrtümer. Sünden. Es handelte sich um eine Aufstellung sämtlicher Handlungen der Herondales und Lightwoods, die in den Augen ihres Vaters Probleme verursacht hatten. Alles, was als unverantwortlich oder unüberlegt bezeichnet werden konnte, war hier vermerkt.

*12.03.1901: G2.L fehlt ohne Begründung bei Ratsversammlung. CF verärgert.*

*06.09.1898: WW in Waterloo sagen, dass WH/TH ein Treffen ablehnen, infolgedessen Unterbrechung des Markts.*

*08.01.1895: Leiter des Osloer Instituts lehnt Treffen mit TH ab, mit Hinweis auf ihre Abstammung.*

Ariadne war übel. Der Großteil der vermerkten Vorkommnisse wirkte kleinlich oder belanglos oder schien auf Hörensagen zu basieren. Die Notiz, dass der Leiter des Instituts in Oslo ein Treffen mit Tessa Herondale abgelehnt hatte, war ekelerregend – Tessa war eine der freundlichsten Frauen, die Ariadne je kennengelernt hatte. Der Leiter des Osloer Instituts hätte verwahrt werden müssen. Stattdessen war der Vorfall hier so dargestellt, als wäre er die Schuld der Herondales gewesen.

Was war das hier? Was hatte ihr Vater sich dabei gedacht?

Ganz unten im Stapel befand sich noch etwas anderes. Ein Bogen cremefarbenes Briefpapier. Keine Notizen, sondern ein Brief. Ariadne zog das Schreiben aus dem Stapel und überflog ungläubig die Zeilen.

»Ariadne?«

Rasch schob Ariadne den Brief ins Mieder ihres Kleids, dann erhob sie sich und sah ihre Mutter an. Flora stand in der Tür. Sie runzelte die Stirn, musterte sie mit leicht zusammengekniffenen Augen und fragte mit einer Stimme, der jegliche Wärme fehlte: »Ariadne, was tust du da?«



*Graue See*

Grauer Fels und graue See,  
 Wellen, die sich am Ufer brechen –  
 Und in meinem Herzen ein Name  
 Unvorstellbar, ihn je wieder auszusprechen.

*Charles G. D. Roberts,*  
 »Grey Rocks, and Greyer Sea«

Als Lucie endlich erwachte, hörte sie das Rauschen von Wellen und blickte in das helle Licht der Wintersonne, scharf wie eine Glasscherbe. Sie setzte sich so schnell auf, dass ihr der Kopf schwirrte. Nein, sie würde *nicht* wieder einschlafen, *nicht* ohnmächtig werden und *nicht* an diesen dunklen, verlassenen Ort voller Stimmen und Geräusche zurückkehren.

Sie warf die gestreifte Wolldecke, unter der sie geschlafen hatte, beiseite und schwang die Beine aus dem Bett. Ihr erster Versuch aufzustehen missglückte; ihre Beine knickten ein, und sie fiel zurück aufs Bett. Beim zweiten Mal zog sie sich an einem der Bettpfosten hoch. Das funktionierte etwas besser, und ein paar Sekunden schwankte sie hin und her wie ein alter Kapitän, der lange nicht an Land gewesen war.

Abgesehen von dem Bett – einem schlichten, schmiedeeisernen Gestell, das passend zu den Wänden eierschalenweiß lackiert war – befanden sich in ihrem kleinen Zimmer kaum Möbel. Ihr Blick fiel auf einen Kamin, in dessen Rost schwach violett glimmende Glut knisterte, und auf einen Frisiertisch aus unbearbei-

tetem Holz, der über und über mit Schnitzereien von Meerjungfrauen und Seeschlangen versehen war. Ihre eigene Reisetruhe stand beruhigenderweise am Fußende des Betts.

Ihre Beine kribbelten wie von tausend Nadelstichen, als sie zum Fenster ging, das in einen Erker in der Wand eingelassen war. Die Szenerie auf der anderen Seite der Fensterscheibe war eine Sinfonie aus Weiß und Dunkelgrün, Schwarz und zartestem Blau. Malcolms Haus schien auf halber Höhe einer Felskuppe zu ruhen, oberhalb eines hübschen kleinen Fischerdorfs. In der schmalen Bucht schwappte das Meer in den Hafen, und kleine Fischerboote schaukelten sanft auf den Wellen. Der Himmel schimmerte in klarem Porzellanblau, obwohl es vor Kurzem geschneit haben musste, den weiß gepuderten Dächern des Dorfes nach zu urteilen. Aus den Schornsteinen stiegen schwarze Rauchfahnen von den Kohlenfeuern auf, während die Wellen gegen die Felsen krachten – kiefergrüne Wogen und weiße Gischt.

Die Landschaft war schön – schlicht und schön. Lucie fühlte sich tief in ihrem Inneren seltsam leer, als sie die Weite des Meeres betrachtete. London schien Tausende von Meilen entfernt, genau wie die Menschen dort: Cordelia und James, ihre Eltern. Was würden sie jetzt wohl denken? Wo in Cornwall vermuteten sie sie? Bestimmt nicht hier, wo sie auf ein Meer schaute, das sich bis zur französischen Küste erstreckte.

Um sich abzulenken, wackelte sie versuchsweise mit den Zehen. Immerhin war das Kribbeln verschwunden. Die schweren Holzdielen unter ihren nackten Fußsohlen waren über die Jahre so abgenutzt, dass sie sich regelrecht glatt anfühlten, als wären sie gerade erst geschliffen worden. Lucie ging zum Frisiertisch, wo eine Waschschüssel und ein Handtuch auf sie warteten. Als sie sich selbst im Spiegel sah, hätte sie fast laut gestöhnt. Ihr Haar war verfilzt und zerzaust, ihr Reisekleid zerdrückt und verknittert, und einer der Knöpfe am Kopfkissen hatte einen Abdruck von der Größe eines Pennys auf ihrer Wange hinterlassen.

Sie würde Malcolm später um ein Bad bitten müssen, überlegte sie. Er war ein Hexenmeister und konnte gewiss heißes

Wasser herbeischaffen. Für den Moment behalf sie sich, so gut es ging, mit der Waschschüssel und einem Stück Pears-Seife. Dann schälte sie sich aus ihrem ruinierten Kleid, warf es in eine Ecke und klappte ihre Reisetruhe auf. Einen Augenblick saß sie nur da und starrte auf den Inhalt – hatte sie wirklich einen *Badeanzug* eingepackt? Die Vorstellung, im eisgrünen Wasser des Hafens von Polperro zu schwimmen, war entsetzlich. Nachdem sie ihre Axt und ihre Monturjacke zur Seite geschoben hatte, wählte sie ein dunkelblaues Wollkleid mit Stickerei an den Ärmelbündchen und machte sich daran, mithilfe von Haarnadeln für ein einigermaßen präsentables Aussehen zu sorgen. Als sie erkannte, dass sie ihr goldenes Medaillon nicht um den Hals trug, verspürte sie einen heißen Anfall von Panik; aber nach einer Minute hektischer Suche fand sie es auf dem Nachttisch neben dem Bett.

*Jesse hat es dort hingelegt*, dachte sie. Sie hätte nicht sagen können, woher sie das wusste, aber sie war sich absolut sicher.

Plötzlich konnte sie es gar nicht erwarten, ihn zu sehen. Sie zog kurze Stiefel an und schlüpfte aus dem Zimmer in den Flur.

Malcolms Haus war wesentlich größer, als sie gedacht hatte. Wie sich herausstellte, war ihr Schlafzimmer eines von sechs in diesem Geschoss, und die Treppe am Ende des Flurs – mit den gleichen Schnitzereien versehen wie ihr Frisiertisch – führte hinunter in einen offenen Salon mit hoher Decke, wie er zu einem Herrenhaus passte. Eigentlich bot das Haus gar keinen Platz für die hohe Decke und die Schlafzimmer darüber; das Ganze erzeugte einen verwirrenden Effekt. Malcolm musste sein Cottage verzaubert haben, damit es innen so groß war, wie er es wünschte.

Nichts deutete darauf hin, dass sich noch jemand anderes im Haus befand, aber irgendwo von draußen drang ein gleichmäßiges, rhythmisches Hämmern herein. Nach kurzer Suche fand Lucie die Eingangstür und trat ins Freie.

Das strahlende Sonnenlicht hatte getrogen. Die Luft war *kalt*. Und der Wind fegte über die Felsklippen und schnitt wie ein Messer durch die Wolle ihres Kleids. Fröstelnd schlang sie die

Arme um den Oberkörper und drehte sich schnell im Kreis, um sich einen Eindruck zu verschaffen. Sie hatte recht gehabt, was das Haus betraf: Von außen wirkte es tatsächlich sehr klein, nicht größer als ein Cottage mit drei Zimmern. Die Fenster schienen mit Brettern vernagelt zu sein, obwohl sie wusste, dass das nicht stimmte. Und in der salzigen Luft war die weiße Farbe an vielen Stellen abgeblättert.

Das gefrorene Gras knirschte unter ihren Stiefeln, während sie dem dumpfen, hämmernden Geräusch um die Hausecke herum folgte ... und dann abrupt stehen blieb.

Vor ihr stand Jesse. Er hielt eine Axt in der Hand und schaute auf einen Haufen Feuerholz, das er gerade gehackt hatte. Lucies Hände zitterten – und nicht nur vor Kälte. Er *lebte*. Die Wucht dieser Erkenntnis hatte sie noch nie so stark getroffen wie in diesem Moment. Nie zuvor hatte sie ihn so gesehen ... Wie der Wind durch seine Haare fuhr. Wie die Anstrengung seine Wangen rötete. Wie er den Atem in weißen Wölkchen ausstieß. Sie hatte ihn überhaupt noch nie atmen sehen. Er hatte zwar schon immer existiert, war aber nie ein Teil dieser Welt gewesen – unberührt von Hitze, Kälte oder Wetter. Und da stand er nun, atmete und *lebte*, und sein Schatten fiel hinter ihm auf den felsigen Boden.

Sie hielt es nicht einen Moment länger aus und rannte zu ihm. Er konnte nur noch überrascht aufblicken und die Axt fallen lassen, als sie auch schon die Arme um seinen Hals schlang.

Er presste sie an sich, hielt sie fest, grub seine Finger in den weichen Stoff ihres Kleids, drückte das Gesicht in ihre Haare, hauchte ihren Namen. »Lucie, *Lucie*.« Sein Körper schmiegte sich warm an ihren. Zum ersten Mal nahm sie seinen Duft wahr: Wolle, Schweiß, Haut, Holzrauch, die Luft kurz vor einem Sturm. Zum ersten Mal spürte sie sein Herz an ihrem schlagen.

Schließlich lösten sie sich voneinander. Er hielt sie in den Armen und lächelte zu ihr hinab. Etwas Zögerliches lag in seiner Miene, als wäre er sich nicht sicher, was sie von diesem neuen, realen und lebendigen Jesse hielt. *Dummer Junge*, dachte sie;

eigentlich sollte er ihre Gefühle in ihrem Gesicht lesen können. Aber vielleicht war es besser, wenn er es nicht konnte?

»Endlich bist du wach«, sagte er. Seine Stimme war ... na ja, es war seine Stimme, sie kannte seine Stimme. Aber sie klang so viel körperlicher, präsenter als je zuvor. Außerdem konnte sie die Vibration beim Reden in seiner Brust spüren, und sie fragte sich, ob sie sich jemals an all diese neuen Details gewöhnen würde.

»Wie lange habe ich geschlafen?«

»Ein paar Tage. Es ist nicht viel passiert. Wir haben eigentlich nur darauf gewartet, dass du aufwachst.« Jesse runzelte die Stirn. »Malcolm meinte, dass es dir bald wieder besser gehen würde, und ich dachte ...« Er zuckte zusammen und hielt die rechte Hand hoch. Beim Anblick der geröteten, aufgeschürften Haut musste Lucie schlucken. Aber Jesse wirkte hochofren. »Blasen«, sagte er fröhlich. »Ich habe *Blasen*.«

»Was für ein Pech«, sagte Lucie mitfühlend.

»Überhaupt nicht. Weißt du, wie lange es her ist, dass ich eine Blase hatte? Oder ein aufgeschürftes Knie? Einen ausgefallenen Zahn?«

»Ich hoffe, du schlägst dir nicht sämtliche Zähne aus, vor lauter Freude, am Leben zu sein«, erwiderte Lucie. »Ich glaube nicht, dass ich dich genauso lieb... mögen würde, wenn du zahnlos wärst.«

Oje. Sie hatte fast *lieben* gesagt. Aber Jesse schien über seine neuen Verletzungen viel zu entzückt zu sein, um irgendetwas zu bemerken.

»Wie oberflächlich«, tadelte er und wickelte eine Strähne ihrer Haare um seinen Finger. »Ich würde *dich* auch dann mögen, wenn du kahl und verschrumpelt wärst wie eine vertrocknete Eichel.«

Lucie verspürte den unbändigen Drang zu kichern. Stattdessen zwang sie sich, eine grimmige Miene zu ziehen. »Im Ernst, wieso bist du überhaupt hier draußen und hackst Holz? Kann Malcolm kein Holz herbeizaubern, wenn welches gebraucht wird? Wo *ist* Malcolm überhaupt?«

»Runter ins Dorf gegangen«, antwortete Jesse. »Angeblich, um Vorräte einzukaufen. Ich glaube, er geht gern zu Fuß, sonst würde er wahrscheinlich das Essen herbeizaubern. Meistens ist er den ganzen Nachmittag fort.«

»Meistens?«, fragte Lucie. »Du hast von ein paar Tagen gesprochen ... Seit wann geht das denn so?«

»Heute sind wir den fünften Tag hier. Malcolm hat mithilfe seiner Magie festgestellt, dass es dir gut geht und du dich nur auf natürliche Weise erholen musst. Und zwar ausgiebig.«

»Oh.« Beunruhigt trat Lucie einen Schritt zurück. »Meine Familie wird ganz bestimmt nach mir suchen. Sie werden alles wissen wollen ... Sie werden wütend auf mich sein ... und auf Malcolm. Wir brauchen einen Plan.«

Erneut runzelte Jesse die Stirn. »Es wird nicht leicht sein, uns zu finden. Das Haus ist sehr gut gegen Ortungsversuche gesichert und wohl auch so ziemlich gegen alles andere.«

Lucie wollte gerade erklären, dass sie ihre Eltern kannte und dass sie sich nicht von so etwas wie undurchdringlichen Schutzschilden aufhalten lassen würden, um sie zu finden. Doch bevor sie etwas sagen konnte, bog Malcolm um die Ecke, mit einem Spazierstock in der Hand. Seine Stiefel knirschten auf dem gefrorenen Boden, und er trug den weißen Reisemantel, wie im Sanktuarium des Instituts, als sie ihn zuletzt gesehen hatte. In jener Nacht war er wütend gewesen ... vermutlich erschrocken wegen dem, was sie getan hatte. Jetzt wirkte er nur müde und ungepflegter, als sie erwartet hatte.

»Ich habe dir ja gesagt, dass sie sich bald erholen würde«, wandte er sich an Jesse und warf einen Blick auf das Feuerholz. »Hervorragende Arbeit«, fügte er hinzu. »Du wirst dich mit jedem Tag stärker fühlen, wenn du damit weitermachst.«

Also ging es beim Holzhacken hauptsächlich um Jesses Gesundheit. Das ergab Sinn. Konserviert oder nicht, sein Körper war in den sieben Jahren, in denen er tot gewesen war, mit Sicherheit geschwächt worden. Natürlich hatte Belial von Jesse Besitz ergriffen, seinen Körper wie eine Marionette benutzt und ihn

dazu gebracht, meilenweit durch ganz London zu laufen, um ... Aber daran wollte sie lieber nicht denken. Das gehörte der Vergangenheit an, als Jesse seinen Körper nicht wirklich bewohnt hatte. All das hatte sich jetzt geändert.

Jesse betrachtete den Haufen noch nicht gespaltener Holzklötze hinter sich. »Ich bin in höchstens einer halben Stunde damit fertig.«

Malcolm nickte und wandte sich Lucie zu. Sein Gesichtsausdruck wirkte seltsam leer, dachte Lucie und fühlte sich sofort unbehaglich. »Lucie Herondale«, sagte er. »Können wir uns im Haus unterhalten?«

»Also, *dieses* Blatt habe ich mit einer Hirschhornlösung präpariert«, erklärte Christopher, »und wenn die Flamme mittels einer normalen Verbrennungsrune aufgebracht wird ... Thomas, hörst du mir überhaupt zu?«

»Ich bin ganz Ohr«, antwortete Thomas. »Nichts als Ohr.«

Sie befanden sich im Kellergeschoss der Fairchilds, in Henrys Labor. Christopher hatte Thomas gebeten, ihm bei einem neuen Projekt zu helfen, und Thomas hatte die Gelegenheit als eine willkommene Ablenkung ergriffen.

Jetzt schob Christopher seine Brille hoch. »Wie ich sehe, bist du dir nicht sicher, ob der Einsatz von Feuer überhaupt nötig ist«, sagte er. »Aber ich verfolge die Entwicklungen der Irdischen auf dem Gebiet der Wissenschaft sehr genau. Sie arbeiten seit einiger Zeit daran, über große Entfernungen Nachrichten von einer Person zur anderen zu senden – zuerst über Metalldrähte, und seit Neuestem auch direkt durch die Luft.«

»Was hat das damit zu tun, dass du Dinge in Brand steckst?«, fragte Thomas, seiner Meinung nach sehr höflich.

»Na ja, einfach gesagt: Die Irdischen haben den größten Teil ihrer Technologie – Strom, Telegrafie – mithilfe von Hitze entwickelt. Und wir Schattenjäger dürfen den Irdischen in nichts nachstehen, Thomas. Es kann nicht angehen, dass ihre Geräte ihnen Kräfte verleihen, mit denen wir nicht mithalten können. In die-

sem Fall können sie Nachrichten über Entfernungen senden und wir ... eben nicht. Aber wenn ich Runen einsetzen kann ... sieh mal, ich versenge den Rand des Pergaments mit einer Flamme, falte es zusammen und markiere es *hier* mit einer Kommunikationsrunen und *hier* und *hier* mit einer Genauigkeitsrunen ...«

Von oben ertönte die Türglocke. Christopher ignorierte das Läuten, und Thomas fragte sich kurz, ob er selbst öffnen sollte. Aber beim zweiten und dritten Läuten seufzte Christopher, legte seine Stele weg und stieg dann die Treppe hinauf.

Thomas hörte, wie über ihm die Haustür geöffnet wurde. Es war nicht seine Absicht zu lauschen, doch als Christophers Stimme nach unten drang – »Ah hallo, Alastair, du willst bestimmt zu Charles. Ich glaube, er ist oben in seinem Arbeitszimmer« –, machte sein Magen einen Satz wie ein Vogel, der nach einem Fisch tauchte. (Er wünschte, er hätte einen besseren Vergleich gefunden, aber entweder man hatte eine poetische Ader, so wie James, oder eben nicht.)

Alastairs Antwort war zu leise, um sie zu verstehen. Christopher hustelte und erwiderte: »Ach, nur unten im Labor. Ich habe ein neues, spannendes Projekt ...«

Alastair unterbrach ihn und sagte etwas. Thomas fragte sich, ob Christopher erwähnen würde, dass er auch da war. Aber Christopher antwortete lediglich: »Matthew ist noch immer in Paris, soweit ich weiß. Ja, ich bin mir sicher, dass Charles nichts gegen einen Besuch hat ...«

Der Vogel in Thomas' Magen fiel tot um. Thomas stützte die Ellbogen auf Christophers Labortisch und versuchte, tief durchzuatmen. Er wusste, dass er nicht überrascht sein sollte: Schließlich hatte Alastair bei ihrer letzten Begegnung deutlich gemacht, dass aus ihnen nichts werden konnte. Und der Hauptgrund dafür war die Feindseligkeit zwischen Alastair und Thomas' Freunden, den Tollkühnen Gesellen – die Alastair aus sehr gutem Grund nicht mochten.

Thomas war am nächsten Morgen mit einem klaren Gedanken im Kopf aufgewacht: *Es ist Zeit – höchste Zeit – meinen Freunden*

zu sagen, was ich für Alastair empfinde. Vielleicht hat Alastair recht und es ist unmöglich, aber ganz sicher wird sich daran nichts ändern, wenn ich es nicht versuche.

Sein Entschluss hatte festgestanden. Er war mit der festen Absicht aus dem Bett geklettert, seine Freunde zu informieren.

Aber dann hatte er erfahren, dass Matthew und James London in der Nacht verlassen hatten, und hatte sein Vorhaben verschieben müssen. Genau genommen waren nicht nur Matthew und James abgereist: Offenbar hatten Cordelia und Matthew den Zug nach Paris genommen, während James sich mit Will auf die Suche nach Lucie gemacht hatte, die es sich anscheinend in den Kopf gesetzt hatte, Malcolm Fade in seinem Cottage in Cornwall zu besuchen. Christopher schien diese Geschichte ohne jede Frage zu akzeptieren. Aber das galt nicht für Thomas, und er wusste, dass Anna ebenfalls Zweifel hegte. Allerdings hatte sie sich standhaft geweigert, darüber zu sprechen. *Man klatscht über seine Bekannten, aber nicht über seine Freunde*, mehr hatte sie dazu nicht gesagt. Dabei hatte sie blass und müde gewirkt – was aber möglicherweise daran lag, dass sie wieder jede Nacht ein anderes Mädchen in ihr Schlafzimmer mitnahm. Thomas vermisste Ariadne, und er vermutete, dass es Anna ähnlich erging. Doch als er Ariadne kürzlich einmal erwähnt hatte, hätte Anna ihm fast eine Teetasse an den Kopf geworfen.

In den letzten Tagen hatte er ernsthaft überlegt, ob er *Christopher* von seinen Gefühlen erzählen sollte. Das Problem war nur: Christopher würde zwar Verständnis zeigen, aber es wäre ihm bestimmt unangenehm, etwas zu wissen, das James und Matthew nicht wussten. Und vor allem diese beiden waren es schließlich, die Alastair nicht mochten, ja sogar hassten.

Und dann war da noch die Sache mit Charles. Charles war Alastairs erste große Liebe, obwohl das Ganze ein übles Ende genommen hatte. Charles war bei einer Auseinandersetzung mit Belial verletzt worden, und obwohl er sich inzwischen auf dem Weg der Besserung befand, schien Alastair das Gefühl zu haben, er sei es Charles schuldig, ihn zu unterstützen und sich um

ihn zu kümmern. Während Thomas das von einem rein moralischen Standpunkt aus verstehen konnte, quälte ihn der Gedanke daran, wie Alastair Charles' fiebrige Stirn abtupfte und ihn mit Weintrauben fütterte. Er konnte sich nur allzu gut vorstellen, wie Charles eine Hand auf Alastairs Wange legte und dankbare Worte murmelte, während er tief in seine umwerfenden, dunklen Augen mit den langen, dichten Wimpern schaute ...

In diesem Moment kehrte Christopher ins Labor zurück, und Thomas wäre vor Schreck fast von seinem Stuhl aufgesprungen. Glücklicherweise schien Christopher von Thomas' innerem Aufbruch jedoch nicht das Geringste mitbekommen zu haben und ging direkt wieder an den Arbeitstisch. »In Ordnung«, sagte er und drehte sich, mit einer Stele in der Hand, zu Thomas um. »Lass es uns noch mal versuchen, okay?«

»Eine Nachricht zu senden?«, fragte Thomas. Christopher und er hatten inzwischen Dutzende von Nachrichten »verschickt«. Einige hatten sich in Luft aufgelöst oder waren durch den Schornstein verschwunden, aber keine war jemals an ihrem Bestimmungsort angekommen.

»Genau«, bestätigte Kit und reichte ihm ein Blatt Papier und einen Stift. »Schreib einfach eine Nachricht auf, während ich dieses Reagens teste. Irgendwas ... was immer dir gerade durch den Kopf geht.«

Thomas setzte sich an den Labortisch und starrte auf das leere Blatt. Nach einem langen Moment schrieb er:

*Lieber Alastair, warum bist du so dumm und so frustrierend, und warum muss ich ständig an dich denken? Warum muss ich an dich denken, wenn ich aufstehe und wenn ich schlafen gehe? Ich putze mir die Zähne und muss an dich denken. Und jetzt gerade in diesem Moment auch schon wieder. Warum hast du mich im Sanktuarium geküsst, wenn du nicht mit mir zusammen sein willst? Schämst du dich, und niemand soll davon erfahren? Das alles ist sehr ärgerlich.*

*Thomas*

»Und, bist du fertig?«, fragte Christopher. Thomas schreckte hoch und faltete das Blatt rasch mehrmals zusammen, um seine Zeilen zu verbergen. Er reichte es Christopher mit einem leichten Gefühl der Wehmut und wünschte, er hätte die Worte jemandem zeigen können. Doch er wusste, dass das nicht möglich war. Allerdings hatte es sich gut angefühlt, alles aufzuschreiben, dachte er, während Christopher ein Streichholz anzündete und es an die Kante des zusammengefalteten Blattes hielt. Auch wenn die Nachricht, ganz so wie Thomas' Beziehung mit Alastair, letzten Endes nirgendwohin führte.

Angesichts der Horrorgeschichten, die ihre Mutter ihr erzählt hatte, hatte Grace Blackthorn sich die Stadt der Stille als eine Art Kerker vorgestellt, wo man sie anketten und möglicherweise sogar foltern würde. Noch bevor sie den Eingang zur Stadt in Highgate erreichte, hatte sie darüber nachgedacht, wie es wohl sein würde, mithilfe des Engelsschwertes vernommen zu werden. Auf den Sprechenden Sternen zu stehen und das Urteil der Stillen Brüder zu empfangen. Wie es sich anfühlen würde, nach so vielen Jahren des Lügens gezwungen zu sein, die Wahrheit zu sagen. Würde es eine Erleichterung sein? Oder eine fürchterliche Qual?

Vermutlich spielte es keine Rolle. Sie verdiente die Qualen.

Aber man hatte sie nicht in Ketten gelegt oder etwas in der Art. Zwei der Stillen Brüder hatten sie von James' Haus in der Curzon Street in die Stadt der Stille begleitet, einem in der Tat dunklen, furchterregenden und mysteriösen Ort. Bei ihrer Ankunft dort hatte Bruder Zachariah – von dem sie wusste, dass es sich bei ihm um Cordelias Cousin, den früheren James Carstairs handelte – sie empfangen, als wollte er sie in seine Obhut nehmen.

*Du musst erschöpft sein.* Sie hatte seine Stimme als ruhig, ja freundlich in Erinnerung. *Ich bringe dich auf dein Zimmer. Morgen reicht völlig aus, um über die Ereignisse der vergangenen Tage zu sprechen.*

Sie war verblüfft gewesen. Bruder Zachariah war eine Person,

die ihre Mutter mehr als nur einmal als Beweis für den zersetzenden Einfluss der Herondales auf die Nephilim beschrieben hatte. »Man hat ihm nicht mal die Augen zugenäht«, hatte sie gereizt gesagt, ohne Grace anzuschauen. »Eine Sonderbehandlung für diejenigen, die in der Gunst der Lightwoods und der Herondales stehen. Es ist schamlos.«

Aber Bruder Zachariah sprach sanft und freundlich mit ihr. Er hatte sie durch die kalte, von Steinmauern geprägte Stadt in eine kleine Zelle geführt. Eine Zelle, die sie sich immer als eine Art Folterkammer vorgestellt hatte, wo sie auf dem kalten Boden schlafen musste und vielleicht angekettet wurde. Doch obwohl dieser Raum nicht besonders luxuriös war – eine fensterlose Steinkammer mit wenig Privatsphäre, da die große Tür aus engen *Adamant*-Stäben bestand –, wirkte er im Vergleich zu Blackthorn Manor geradezu gemütlich: ausgestattet mit einem recht bequemen schmiedeeisernen Bett, einem ramponierten Eichenschreibtisch und einem Holzregal voller Bücher (zwar keine, die sie interessierten, aber immerhin). Sogar ein paar Elbenlichtsteine waren wahllos verteilt worden, wie ein nachträglicher Gedanke. Und Grace erinnerte sich, dass die Stillen Brüder ja kein Licht brauchten, um zu sehen.

Das Unheimlichste an dem Ort war jedoch die Tatsache, dass man unmöglich sagen konnte, ob es Tag oder Nacht war. Zachariah hatte ihr eine Kaminuhr gebracht, die ihr zwar half, aber sie war sich nie ganz sicher, ob sie den Überblick darüber behielt, wann es zwölf Uhr mittags und wann Mitternacht war. Nicht dass es etwas geändert hätte. Hier dehnte und komprimierte sich die Zeit wie eine Feder, während Grace darauf wartete, dass die Brüder wieder mit ihr sprachen.

Und wenn sie mit ihr sprachen, war es schlimm. Daran gab es nichts zu beschönigen. Zwar verletzten oder quälten sie Grace nicht, wandten nicht einmal das Engelsschwert bei ihr an, aber sie befragten sie – ruhig und unerbittlich. Und das eigentlich Schlimme daran war auch nicht die Vernehmung, sondern die Tatsache, dass sie die Wahrheit sagen musste.

Grace hatte inzwischen verstanden, dass sie eigentlich nur zwei Arten der Kommunikation mit anderen kannte. Eine bestand darin, eine Maske zu tragen und hinter dieser Maske etwas vorzutauschen, so wie sie ihrer Mutter Gehorsam und James Liebe vorgespielt hatte. Die andere verlangte von ihr, ehrlich zu sein – und das war sie eigentlich nur gegenüber Jesse gewesen. Aber selbst in diesen Momenten hatte sie die Dinge verborgen, für die sie sich schämte. Sich nicht zu verstecken, war schmerzhaft, wie sie jetzt feststellte.

Es war schmerzhaft, vor den Brüdern zu stehen und all das zugeben, was sie getan hatte. *Ja, ich habe James Herondale zu der Überzeugung gebracht, er sei in mich verliebt. Ja, ich habe meine dämonengegebene Kraft benutzt, um Charles Fairchild zu verführen. Ja, ich habe mich mit meiner Mutter verschworen, um die Herondales, die Carstairs, die Lightwoods und die Fairchilds zu vernichten. Ich habe ihr geglaubt, als sie sagte, sie seien unsere Feinde.*

Die Vernehmungen erschöpften sie. Nachts, allein in ihrer Zelle, sah sie James' Gesicht vor sich, wie er sie das letzte Mal angesehen hatte, hörte den Abscheu in seiner Stimme. *Ich würde dich auf die Straße werfen, aber deine Kraft ist wie eine geladene Waffe in den Händen eines egoistischen Kindes. Es darf dir nicht gestattet werden, sie weiterhin einzusetzen.*

Falls die Brüder der Stille beabsichtigten, ihr diese Kraft zu nehmen – wogegen sie nichts einzuwenden gehabt hätte –, dann hatten sie sich bis jetzt nichts dergleichen anmerken lassen. Grace spürte, dass sie sie studierten, ihre Fähigkeit auf eine Art und Weise prüften, die sie selbst nicht verstand.

Ihr einziger Trost in dieser ganzen Angelegenheit war der Gedanke an Jesse. Jesse, den Lucie sicher mit Malcolms Hilfe wiedererweckt haben musste. Vermutlich waren sie inzwischen alle in Cornwall. Ob es Jesse gut ging? Würde die Rückkehr aus dem Schattenland, in dem er so lange existiert hatte, ein großer Schock für ihn sein? Sie wünschte, sie könnte bei ihm sein und seine Hand halten, so wie auch er ihr durch viele schreckliche Erlebnisse geholfen hatte.

Natürlich konnte es durchaus sein, dass es ihnen nicht gelungen war, Jesse zu erwecken. Nekromantie war nahezu unmöglich. Aber sein Tod war so ungerecht gewesen – ein schreckliches Verbrechen, das auf einer boshaften Lüge beruhte. Wenn jemand eine zweite Chance verdiente, dann Jesse.

Und er liebte Grace wie eine Schwester und sorgte sich um sie auf eine Weise, wie es sonst niemand tat und vielleicht auch niemand jemals tun würde. Vielleicht würden die Nephilim sie wegen ihrer Kraft hinrichten. Vielleicht würde sie in der Stadt der Stille verrotten. Aber falls nicht, dann war die einzige Zukunft, die sie sich überhaupt vorstellen konnte, eine mit einem lebendigen Jesse.

Und natürlich gab es noch Christopher Lightwood. Nicht dass er sie liebte; er kannte sie ja kaum. Aber er schien sich aufrichtig für sie zu interessieren, für ihre Gedanken, ihre Meinung und ihre Gefühle. Unter anderen Umständen hätte er ihr Freund sein können. Sie hatte noch nie einen Freund gehabt. Nur James, der sie sicher hasste, jetzt, da er wusste, was sie ihm angetan hatte, und Lucie, die sie bald auch aus dem gleichen Grund hassen würde. Und natürlich machte sie sich nur etwas vor, wenn sie glaubte, Christopher würde anders empfinden. Er war James' Freund, und er liebte ihn. Er würde loyal sein und sie verachten – was sie ihm nicht verübeln konnte.

Ein Geräusch ertönte ... das verräterische Kratzen der verriegelten Zellentür. Hastig setzte sie sich auf der schmalen Matratze auf und strich sich das Haar glatt. Macht der Gewohnheit, denn den Stillen Brüdern war es natürlich egal, wie sie aussah.

Eine schemenhafte Gestalt betrachtete sie von der Tür aus. *Grace*, sagte Zachariah. *Ich fürchte, das letzte Verhör war zu viel.*

Es war tatsächlich schlimm gewesen. Grace hatte fast das Bewusstsein verloren, als sie von der Nacht berichtete, in der ihre Mutter sie in den dunklen Wald gebracht hatte, und von Belials Stimme aus den Schatten. Aber Grace gefiel die Vorstellung nicht, dass jemand ahnte, was sie fühlte. Deshalb erwiderte sie nur: »Dauert das Ganze noch lange? Bis mein Urteil verkündet wird?«

*Wünschst du dir so sehr eine Bestrafung?*

»Nein«, antwortete Grace. »Ich wünsche mir lediglich, dass die Verhöre ein Ende haben. Aber ich bin bereit, meine Strafe zu akzeptieren. Ich verdiene sie.«

*Ja, du hast unrecht getan. Aber wie alt warst du, als deine Mutter dich in den Brocelind-Wald gebracht hat, um deine Kraft zu empfangen? Elf? Zwölf?*

»Das spielt keine Rolle.«

*Doch, entgegnete Zachariah. Ich glaube, der Rat hat dich im Stich gelassen. Du bist eine Schattenjägerin, Grace, geboren in eine Familie von Schattenjägern und schrecklichen Umständen ausgeliefert. Es ist nicht fair, dass der Rat dich so lange dort gelassen hat, ohne zu intervenieren oder überhaupt Nachforschungen anzustellen.*

Grace ertrug sein Mitleid nicht; es fühlte sich an wie winzige Nadelstiche auf der Haut. »Du solltest nicht nett zu mir sein oder Verständnis aufbringen«, sagte sie barsch. »Ich habe dämonische Kräfte benutzt, um James zu verzaubern und glauben zu machen, er sei in mich verliebt. Ich habe ihm furchtbares Leid zugefügt.«

Zachariah betrachtete sie schweigend. Sein Gesicht wirkte gespenstisch regungslos.

Grace hätte ihn am liebsten geschlagen. »Glaubst du nicht, dass ich eine Strafe verdiene? Sollte es nicht einen Tag der Abrechnung geben? Einen Ausgleich? Auge um Auge?«

*Das ist die Weltsicht deiner Mutter. Nicht meine.*

»Aber die anderen Stillen Brüder. Die Brigade. Alle Schattenjäger in London werden wollen, dass ich bestraft werde.«

*Sie wissen nichts davon*, sagte Bruder Zachariah. Zum ersten Mal bemerkte Grace eine Art von Zögern an ihm. *Was du auf Geheiß deiner Mutter getan hast, ist nur uns und James bekannt.*

»Aber ... warum?« Es ergab keinen Sinn; bestimmt würde James es seinen Freunden erzählen, und schon bald würden alle es wissen. »Warum solltet ihr mich beschützen?«

*Wir wollen deine Mutter vernehmen. Und das wird uns leichter*

*fallen, wenn sie glaubt, du wärst noch immer auf ihrer Seite und wir wüssten nichts von deinen Kräften.*

Grace lehnte sich auf dem Bett zurück. »Ihr wollt Antworten von meiner Mutter, weil ihr glaubt, ich sei eine Marionette und sie die Puppenspielerin, die die Fäden zieht. Aber der eigentliche Puppenspieler ist Belial. Sie gehorcht ihm. Wenn sie handelt, dann auf sein Geheiß. Er ist derjenige, den man fürchten muss.«

Einen langen Moment herrschte Schweigen. Dann fragte eine sanfte Stimme in ihrem Kopf: *Hast du Angst, Grace?*

»Nicht um mich selbst«, antwortete sie. »Ich habe bereits alles verloren, was ich verlieren konnte. Aber um andere. Ja, um andere habe ich sehr große Angst.«

Lucie folgte Malcolm ins Haus und wartete, während der Hexenmeister im Flur seinen Reisemantel und Gehstock ablegte. Er führte sie in den Salon mit der hohen Decke, den sie zuvor durchquert hatte, und entfachte mit einem Fingerschnippen ein loderndes Feuer im Kamin. In dem Moment erkannte Lucie, dass Malcolm nicht nur Feuerholz zu beschaffen vermochte, ohne Jesse darum zu bemühen, sondern wahrscheinlich auch Feuer in allen Kaminstellen brennen lassen konnte, und zwar ganz ohne Holz.

Nicht dass sie etwas dagegen gehabt hätte, Jesse beim Holzhacken zuzusehen. Und ihm schien es Spaß zu machen, also hatten sie beide etwas davon.

Malcolm deutete auf ein üppig gepolstertes Sofa, von dem Lucie fürchtete, so weit darin zu versinken, dass sie nicht mehr aufstehen konnte. Vorsichtig setzte sie sich auf die Lehne. Der Raum war recht gemütlich, eigentlich das glatte Gegenteil von dem, was sie von Malcolm Fade erwartet hätte: Möbel aus Satinholz, die eine leichte Patina angesetzt hatten, gepolstert mit Gobelinstoff und Samt. Zwar hatte sich niemand die Mühe gemacht, sie aufeinander abzustimmen, aber sie wirkten alle bequem. Ein mit Anasmotiven bestickter Teppich lag auf den Steinplatten, und ver-

schiedene Porträts von Leuten, die Lucie nicht kannte, hingen an den Wänden.

Malcolm blieb stehen, und Lucie nahm an, dass er ihr jetzt einen Vortrag wegen Jesse halten oder sie befragen würde, was sie mit ihm gemacht hatte. Stattdessen meinte er: »Dir ist wahrscheinlich nicht entgangen, dass ich ein wenig mitgenommen aussehe, obwohl *ich* keinen Akt ungeübter Zauberei ausgeführt habe und nicht mehrere Tage bewusstlos gewesen bin.«

»Nein, das ist mir nicht aufgefallen«, log Lucie. »Du siehst, äh, ziemlich glänzend und aufgeräumt aus.«

Malcolm winkte ab. »Ich bin nicht auf Komplimente aus. Ich will damit nur sagen, dass ich während der letzten Tage, als du geschlafen und dich von den Auswirkungen deiner Zauberei erholst hast, meine erneute Anwesenheit in Cornwall dazu genutzt habe, meine Nachforschungen über Annabel Blackthorn fortzusetzen.«

Lucie spürte ein nervöses Kribbeln im Bauch. Annabel Blackthorn. Die Frau, die Malcolm vor hundert Jahren geliebt und von der er lange Zeit geglaubt hatte, dass sie ihn verlassen hatte, um sich den Eisernen Schwestern anzuschließen. Tatsächlich hatte ihre Familie sie jedoch lieber umgebracht, als ihr zu erlauben, ein Hexenwesen zu heiraten. Lucie zuckte zusammen beim Gedanken an Malcolms Miene, als Grace ihm die Wahrheit über Annabels Schicksal erzählt hatte.

Hexenwesen alterten nicht, aber Malcolm wirkte irgendwie älter als noch vor Kurzem. Er hatte tiefe Falten um Mund und Augen. »Wir hatten vereinbart, dass du ihren Geist herbeirufen würdest«, sagte er. »Dass du es mir ermöglichen würdest, noch einmal mit ihr zu sprechen.«

Es erschien Lucie merkwürdig, dass Hexenwesen nicht selbst in der Lage waren, jene Toten herbeizurufen, die nicht mehr in der Welt herumgeisterten, sondern an einen Ort des Friedens gelangt waren. Und dass die schreckliche Kraft in ihrem Blut es ihr ermöglichte, etwas zu tun, das selbst Magnus Bane oder Malcolm Fade nicht zu tun vermochten. Aber so war es nun mal: Sie hatte

Malcolm ihr Wort gegeben, obwohl der hungrige Ausdruck in seinen Augen sie ein wenig schaudern ließ.

»Ich wusste nicht, was passieren würde, als du Jesse wiedererweckt hast«, sagte Malcolm. »Die Tatsache, dass er auf diese Weise zurückgekommen ist – atmend und lebendig, vollkommen gesund und bei klarem Verstand –, grenzt eher an ein Wunder als an Zauberei.« Er holte gequält Luft. »Annabels Tod war nicht weniger ungerecht, nicht weniger abscheulich als das, was mit Jesse passiert ist. Sie verdient es genau wie er, wieder zu leben. Dessen bin ich mir sicher.«

Lucie erwähnte lieber nicht, dass Belial Jesses Leichnam in einem seltsamen, halb lebendigen Zustand konserviert hatte, was mit Annabels Leiche aber mit Sicherheit nicht passiert war. Stattdessen sagte sie beunruhigt: »Ich habe dir mein Wort gegeben, Malcolm, dass ich ihren Geist herbeirufen würde. Dass ich dir ein Gespräch mit ihrer Geistgestalt ermögliche. Aber mehr nicht. Sie kann nicht ... zurückgeholt werden. Das weißt du.«

Malcolm schien ihre Worte kaum zu hören. Er warf sich in einen der Sessel. »Wenn Wunder tatsächlich möglich sind«, sagte er, »obwohl ich nie daran geglaubt habe ... Ich weiß von Dämonen und Engeln, aber ich vertraue allein der Wissenschaft und der Magie.«

Er verstummte, doch es war bereits zu spät. Denn Lucies Unbehagen vibrierte inzwischen so schnell wie eine gezupfte Saite. »Nicht jeder Geist möchte zurückkehren«, flüsterte sie. »Einige der Toten ruhen in Frieden.«

»Annabel hat keinen Frieden«, erwiderte Malcolm. Seine violetten Augen wirkten in seinem blassen Gesicht wie Blutergüsse. »Nicht ohne mich.«

»Malcolm ...« Lucies Stimme zitterte.

Erst jetzt schien Malcolm ihre Sorge zu bemerken. Er setzte sich auf und zwang sich zu einem Lächeln. »Lucie. Ich weiß, dass du Jesses Auferweckung nur knapp überlebt hast und sehr geschwächt bist. Es nutzt keinem von uns, wenn du wieder in Ohnmacht fällst, weil du jetzt Annabel herbeirufst. Wir müssen

warten, bis du wieder bei Kräften bist.« Er blickte ins Feuer, als könnte er in den tanzenden Flammen etwas lesen. »Ich habe hundert Jahre gewartet. Zeit spielt für mich nicht die gleiche Rolle wie für Sterbliche, besonders wenn sie so jung sind wie du. Ich werde weitere hundert Jahre warten, wenn es sein muss.«

»Tja«, sagte Lucie und bemühte sich um einen leichten Tonfall, »ich glaube kaum, dass ich so lange brauchen werde.«

»Ich werde warten«, sagte Malcolm erneut, scheinbar eher zu sich selbst als zu ihr. »Ich werde so lange warten wie nötig.«



## *Die lange Nacht*

Steht abends mir ein Platz zum Ruhn bereit?  
Ein Dach, sobald die lange Nacht beginnt.  
Werd ich es finden in der Dunkelheit?  
Du kommst gewiss dorthin.

*Christina Rossetti, »Bergan«*

James hatte das Gefühl, als hätte er einen ganzen Monat lang geredet.

Magnus, der anscheinend die Gabe hatte, gemütliche Herbergen schon aus weiter Entfernung auszumachen, hatte ihnen ein paar Zimmer in einem Gasthof an der Straße nach Polperro besorgt. Nachdem Balios und Xanthos sicher im Stall untergebracht waren, hatte Will ihnen einen privaten Speiseraum im Erdgeschoss des Wirtshauses reserviert, wo sie zu dritt essen und ungestört reden konnten.

James hatte jedoch kaum etwas zu sich genommen. Dabei war der Speiseraum recht gemütlich – altmodisch, mit dunklen Tapeten, abgewetzten Teppichen und einem schweren Eichentisch in der Mitte –, und das Essen wirkte sehr schmackhaft. Aber nachdem er erst einmal begonnen hatte, von den Ereignissen der vergangenen Wochen zu erzählen, fiel es ihm schwer, sich zu bremsen; nach all den Geheimnissen und Lügen floss die Wahrheit förmlich aus ihm heraus wie Wasser aus einem Krug. Dennoch achtete er sorgsam darauf, diejenigen Geheimnisse für sich zu behalten, die er nicht aufdecken durfte. So erwähnte er

nichts von dem Treueschwur, durch den Cordelia sich unbeabsichtigt an Lilith gebunden hatte, sondern sprach nur davon, dass Lilith Magnus verkörpert und sie so allesamt hintergangen hatte.

»Mir ist bewusst, dass ich euch dafür um Vergebung bitten muss«, sagte James, mit einer vom vielen Reden heiseren Stimme. »Ich hätte euch das alles längst erzählen sollen, aber ...«

»Aber du warst nicht als Einziger davon betroffen«, sagte Will. Er wirkte angespannt; die Falten unter seinen Augen waren ungewohnt deutlich sichtbar. »Also hast du geschwiegen, um deine Freunde und deine Familie zu schützen. Ich bin kein ganz so großer Dummkopf, James – ich kann deine Beweggründe durchaus nachvollziehen.«

Magnus entkorkte eine Karaffe mit Portwein und goss Will und James einen kleinen Schluck davon ein. »Ich mache mir Sorgen. Nach dem Hieb, den Cordelia Belial mit Cortana versetzt hat, hätte er eigentlich nicht in der Lage sein dürfen, in unsere Welt zurückzukehren. Aber er *ist* zurückgekehrt, mithilfe eines Plans, den er schon vor Jahren in die Wege geleitet haben muss – damals, als Jesse Blackthorn noch ein Säugling war ...«

»Und genau aus *diesem* Grund hätten wir Tatiana Blackthorns exzentrisches Verhalten mit ihren Kindern niemals akzeptieren dürfen«, sagte Will aufgebracht. »Was macht es schon, den Stillen Brüdern das Aufbringen von Jesses Schutzzaubern zu verweigern? Aber heute sehen wir ja, was es alles ausgemacht hat! Dem Erzengel sei Dank, dass Maurice zur Adamant-Zitadelle gereist ist, um sie zurückzuholen. Die Stillen Brüder müssen unbedingt die volle Wahrheit aus ihr herausquetschen.«

»James, warum hast du der Brigade nichts davon erzählt?«, fragte Magnus, gar nicht mal unfreundlich. »Schließlich wusstest du doch, dass Belial dafür verantwortlich war.«

»Er hat der Brigade nichts erzählt, weil er verhindern wollte, dass man dort herausfand, dass Belial sein Großvater und Tessa Vater ist«, sagte Will. »Schließlich könnten die Konsequenzen für unsere Familie äußerst schwerwiegend sein. Für Tessa. Ich wusste natürlich davon und habe ebenfalls geschwiegen, aus

den gleichen Gründen. James kann dafür nicht verantwortlich gemacht werden.«

»Weiß noch jemand davon?«, fragte Magnus.

»Nur meine engsten Freunde«, antwortete James. »Cordelia natürlich, und Matthew ... und Thomas und Christopher. Und Anna. Sie werden dieses Geheimnis bewahren. Ich vertraue ihnen mit meinem Leben«, fügte er hinzu – vielleicht ein wenig zu aufbrausend.

Will tauschte mit Magnus einen Blick, den James nicht deuten konnte. Dann fuhr sein Vater langsam fort: »Ich bin froh, dass du dich wenigstens deinen Freunden anvertraut hast – auch wenn es mir lieber gewesen wäre, wenn du mir ebenfalls davon erzählt hättest, James.« Einen Moment lang wirkte er betrübt. »Die Vorstellung, dass du in all deinen Träumen von Belial gequält wurdest und sie zugleich geheim gehalten hast, bricht mir das Herz.« Dann ergriff er sein Glas, so als ob er dessen Anwesenheit gerade erst bemerkt hätte, und nahm einen kleinen Schluck. »Ich habe den Tod ebenfalls persönlich gesehen«, sagte er leise. »Ich weiß, wie schrecklich es ist, so etwas mit ansehen zu müssen.«

Wills Blick verlor sich einen Moment lang in der Ferne, und James fragte sich, was er damit wohl gemeint hatte – bis er sich plötzlich wieder daran erinnerte, dass Jessamine vor langer Zeit in den Armen seines Vaters gestorben war. Er war so an die Gegenwart ihres Geistes im Institut gewöhnt, dass er manchmal vergaß, welch seelischen Schock ihr Tod bei ihnen allen ausgelöst haben musste. Sein Vater verstand es, andere so etwas leicht vergessen zu lassen: Sein meist zuversichtliches Auftreten verbarg im Allgemeinen nur zu gut die Schrecken, die er durchgemacht hatte.

Magnus räusperte sich, und James bemerkte, wie seine leuchtenden Katzenaugen ihn nachdenklich musterten. Will folgte seinem Blick. Er kehrte langsam aus seinen Erinnerungen zurück und setzte sich in seinem Sessel auf. »Woran denkst du, Magnus?«

»Belial war bereit, lange darauf zu warten, dass sein Plan mit Jesse in Erfüllung ging«, sagte Magnus. »Ich frage mich, welche anderen Pläne er in der Zwischenzeit geschmiedet haben könnte.

Pläne, von denen wir noch nichts ahnen.« Seine schimmernden Augen kehrten zu James zurück. »Eines möchte ich unbedingt wissen: Wovon hast du geträumt in der Kutsche? Als du schreiend aufgewacht bist.«

James spürte, wie ihm das Schuldbewusstsein die Brust zuschnürte; schließlich bewahrte er noch immer ein Geheimnis – *Cordelias* Geheimnis. »Ich habe von einer Versammlung der Schatten geträumt«, sagte er. »Ich stand an einem Ort, der durch Feuer in Schutt und Asche gelegt worden war, und sah riesige, monströse Wesen durch den Himmel rauschen.«

»Waren das Dämonen?«, fragte Magnus.

»Ich weiß es nicht«, antwortete James. »Ihre Gestalten waren schemenhaft und schienen sich miteinander zu vermischen, und es war relativ dunkel ... Ich hatte das Gefühl, dass meine Augen sie nicht mit voller Schärfe erblicken konnten. Aber sie schienen Teil von Belials Plänen zu sein, denn er sprach zu mir.«

»Was hat er gesagt?«, fragte Magnus leise.

»Sie erwachen«, antwortete James.

Will schnaubte. »Na, das war ja *wirklich* hilfreich von ihm. Wer oder was erwacht?«

»Irgendetwas, das geschlafen hat?«, mutmaßte Magnus. »Früher schien es Belial immer wichtig zu sein, dass du seine Handlungen deutlich nachvollziehen konntest. Jetzt will er dich anscheinend ganz bewusst im Dunkeln lassen.«

»Er möchte, dass ich Angst habe«, sagte James. »Ich soll mir Sorgen machen.«

»Aber das wirst du nicht tun«, sagte Will resolut. »Sobald wir Lucie finden, werden wir nach London zurückkehren. Und jetzt, da du uns über die Situation informiert hast, können wir alle Hilfskräfte zusammenschließen, die uns zur Verfügung stehen, und diese Angelegenheit in Angriff nehmen.«

James versuchte, den Eindruck zu erwecken, dass ihm dieser Gedanke Zuversicht einflößte. Er wusste, dass sein Vater fest daran glaubte, auch die schwierigsten Probleme seien lösbar – ein Glaube, den er nicht teilte. James konnte sich einfach kein Leben

vorstellen, in dem er *nicht* fest an Belial gebunden war. Diese Verbindung würde Bestand haben, solange Belial lebte – und James wusste nur allzu gut, dass ein Höllenfürst nicht sterben konnte.

»Willst du deinen Portwein nicht trinken?«, sagte Magnus. »Er würde deine Nerven beruhigen und dafür sorgen, dass du schlafen kannst.«

James schüttelte den Kopf. Der Anblick des Alkohols bereitete ihm Übelkeit, und er wusste, dass dies nicht nur an seinen Nerven lag: Es hing mit Matthew zusammen. Seit er sich selbst von dem Armband befreit hatte, waren die Erinnerungen zurückgekehrt – Erinnerungen nicht nur an Ereignisse, sondern auch an seine eigenen Gedanken und Gefühle; Dinge, die er längst vergessen, in den hintersten Winkel seines Bewusstseins verdrängt hatte. Seine Gefühle für Cordelia ... sein Verlangen, den Armreif abzulegen ... aber auch seine Sorgen wegen Matthews Trinkerrei. Es schien, als hätte das Armband ihn so beeinflusst, dass er an Matthews Verhalten überhaupt nichts Falsches gesehen und sich um nichts anderes Gedanken machen können als um das, was das Armband ihn sehen lassen wollte. Einerseits war ihm immer deutlicher geworden, dass etwas mit Matthew ganz und gar nicht stimmte und immer schlimmer wurde. Andererseits hatte das Armband dafür gesorgt, dass er sich nicht auf diesen Gedanken konzentrieren, ihn nicht im Gedächtnis behalten konnte. Er dachte zurück an den Londoner Schattenmarkt, an eine verschneite Gasse und daran, wie er Matthew gegenüber die Beherrschung verloren hatte: *Sieh mich an und sag mir, dass es jemanden gibt, den du mehr liebst als die Flasche in deiner Hand.*

Er hatte es gewusst, aber nichts dagegen unternommen und stattdessen dem Armband gestattet, seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge zu lenken. Er hatte seinen besten Freund im Stich gelassen. Er hatte seinen *Parabatai* im Stich gelassen.

»In Ordnung, aber Schlaf brauchst du auf jeden Fall«, sagte Magnus. »Tief und traumlos, wenn möglich. Ich hatte gehofft, dich mit den klassischen irdischen Mitteln dazu bringen zu können, aber ...«

James schluckte. »Ich glaube nicht, dass ich das trinken kann.«

»Dann werde ich dir etwas anderes geben«, sagte Magnus entschieden. »Keinen Dessertwein, sondern Wasser mit ein paar deutlich magischeren Zutaten. Was ist mit dir, Will?«

»Warum nicht?«, erwiderte Will in einem Ton, der für James noch immer gedankenverloren klang. »Immer her mit dem Zaubertrank.«

In dieser Nacht schlief James wie ein Toter. Und als er aufwachte, hätte er nicht sagen können, ob sein Vater mitten in der Nacht aufgestanden war, um nach ihm zu sehen wie nach einem kleinen Jungen, oder ob er an seinem Bett gesessen und ihm in holprigem Walisisch etwas vorgesungen hatte.

»Hier ist sie, für jedermann deutlich zu sehen«, sagte Matthew und breitete schwungvoll die Arme aus, als wollte er den ganzen Boulevard de Clichy umarmen. Er trug einen schweren Mantel mit Pelzbesatz und mehreren Pelerinen, die den Schwung seiner Geste theatralisch unterstrichen. »Willkommen in der Hölle.«

»Du bist eine äußerst infame Person, Matthew Fairchild«, sagte Cordelia. »Durch und durch infam.« Allerdings musste sie bei diesen Worten lächeln – einerseits über Matthews erwartungsvolle Miene und zum anderen über den Ort, zu dem er sie durch ganz Montmartre geführt hatte.

Montmartre war eines der verruchtesten Viertel in einer bekanntermaßen verruchten Stadt. Hier befand sich das berühmte Moulin Rouge, mit seiner berühmten roten Windmühle und den halbnackten Tänzerinnen. Cordelia hatte eigentlich erwartet, dass er sie dorthin führen würde. Aber Matthew hatte sich natürlich anders entschieden und sie zum *Cabaret de l'Enfer* gebracht, dem »Cabaret der Hölle« – im wahrsten Sinne des Wortes: ein Gebäude, dessen Stuckfassade an das Gesicht eines Dämons erinnerte, mit hervortretenden schwarzen Augen und einer Reihe von Fangzähnen im Oberkiefer seines weit geöffneten Mauls, durch das die Besucher das Innere des Varietétheaters betraten.

»Wir müssen nicht hingehen, wenn du nicht willst«, sagte Matthew und klang dabei ernster als gewöhnlich. Er legte einen behandschuhten Finger unter Cordelias Kinn und hob ihr Gesicht leicht an, bis sie ihm geradewegs in die Augen sehen musste. Überrascht erwiderte sie seinen Blick. Er trug keinen Hut, und seine Augen hatten im Schein der Außenbeleuchtung des L'Enfer ein dunkles Grün angenommen. »Ich dachte, es würde dich genauso amüsieren wie der Hell Ruelle. Dabei ist der Ruelle im Vergleich zu diesem Etablissement der reinste Kinderspielplatz.«

Cordelia zögerte. Sie war sich plötzlich der Wärme seines Körpers bewusst, nahm seine Nähe und seinen Duft wahr: Wolle und Eau de Cologne. Während sie sich um etwas Abstand bemühte, entstieg ein elegant gekleidetes Paar einem *Fiacre* und begab sich lachend zum Eingang des L'Enfer.

Reiche Pariser Bürger, dachte Cordelia. Bürger, die sich unter Volk mischten in einem Viertel, bekannt für seine armen, hungernden Künstler, die in den Mansarden des Montmartre hausten. Als sie das Variététheater betraten, fiel das Licht der Gaslaternen zu beiden Seiten der Eingangstür auf ihre Gesichter, und Cordelia sah, dass die Frau leichenblass war, mit dunkelrot geschminkten Lippen.

*Vampire*. Natürlich fühlte sich die Schattenwelt zu einem Ort mit einem derartigen Namen hingezogen. Cordelia begriff, warum Matthew sie hierhergebracht hatte: Er wollte ihr das gleiche Gefühl der Faszination bieten wie damals im Hell Ruelle – in einer anderen Stadt, unbelastet von alten Erinnerungen. Und warum auch nicht? Wovor ängstigte sie sich, wo sie doch im Grunde nichts mehr zu verlieren hatte?

Cordelia straffte die Schultern. »Lass uns hingehen.«

Im Inneren führte eine steile Treppe hinunter in einen höhlenartigen Raum, erleuchtet von Fackeln in Wandleuchtern aus rotem Glas, die der Szenerie einen scharlachroten Schimmer verliehen. Die Wände waren mit den aus Stuck gefertigten Umrissen schreiender Fratzen dekoriert – kein Gesicht wie das andere, aber jedes war ein Abbild der Furcht, der Qual oder des Grauens.

An der Decke hingen goldfarbene Bänder, auf denen jeweils eine Zeile aus Dantes *Inferno* zu lesen war: Von *Auf halbem Weg des Menschenlebens fand ich mich in einen finstern Wald verschlagen* bis *Wer fühlt wohl größeres Leiden als der, dem schöner Zeiten Bild erscheint im Missgeschick?*

Der Boden war verziert mit Wirbeln aus Rot und Gold – wahrscheinlich, um so das ewige Höllenfeuer nachzubilden, dachte Cordelia. Sie befanden sich am hinteren Ende eines großen Saals mit hoher Decke, der sanft zur Bühne am anderen Ende hin abfiel. Im Raum verteilt standen zahlreiche, schwach beleuchtete Cafétische, von denen die meisten mit Schattenweltlern besetzt waren. Nur gelegentlich sah man auch ein paar Irdische, kunstvoll kostümiert und kleine Gläser mit grünem Absinth vor sich auf dem Tisch. Wahrscheinlich hielten sie die Schattenweltler für andere Irdische, in besonders amüsanten Kostümen.

Die Vorstellung hatte ganz offensichtlich noch nicht begonnen, und von den dicht besetzten Tischen drangen angeregte Unterhaltungen zu ihnen hinüber. Der Geräuschpegel ließ kurz nach, als sich einige Köpfe Matthew und Cordelia zuwandten – was in Cordelia die Frage weckte, wie oft Schattenjäger dieses Theater wohl besuchten und ob diese hier überhaupt willkommen waren.

Dann ertönte aus der entgegengesetzten Ecke des Saales ein Chor aufgeregter Stimmen: »Monsieur Fairchild!« Im eigentümlichen, buntscheckigen Licht der Fackeln konnte Cordelia erkennen, dass es sich um einen Tisch handelte, der voll besetzt war mit ... Wichteln? Oder waren es Pixies? Es mussten bestimmt zwanzig sein. Auf jeden Fall besaßen die kaum unterarmlangen Wesen Schwingen in allen Farben des Regenbogens. Und sie alle wussten ganz offensichtlich, wer Matthew war, und schienen überraschenderweise hocheifrig, ihn zu sehen. In der Mitte ihres Tisches, der eigentlich für Besucher von Menschengröße gebaut war, stand eine große Punschbowle, zur Hälfte gefüllt mit einem glitzernden Getränk – was einige der Wesen nicht davon abhielt, die Schüssel als Swimmingpool zu benutzen.

»Alte Bekannte?«, fragte Cordelia belustigt.

»Anna und ich haben ihnen einmal aus der Klemme geholfen«, sagte Matthew und winkte den Feenwesen freundlich zu. »Es war eine ziemlich skandalöse Angelegenheit mit einem Duell, einem Kutschenrennen und einem attraktiven Prinzen aus dem Land der Feen. Zumindest hat er behauptet, dass er ein Prinz wäre«, fügte er hinzu. »Ich habe immer den Eindruck, dass alle Bewohner des Feenreiches entweder ein Prinz oder eine Prinzessin sind – so wie in Lucies Büchern ausschließlich heimliche Herzöge oder Herzoginnen vorkommen.«

»Bitte behalte deinen attraktiven Prinzen jetzt bloß nicht für dich«, forderte Cordelia und versetzte ihm einen Schubs gegen die Schulter. »Ich würde diese Geschichte nur allzu gern hören.«

Matthew lachte. »Schon gut, schon gut, mach ich gleich; ich muss nur kurz ein paar Worte mit dem Besitzer wechseln.«

Er entfernte sich und ging zu einem Faun, dessen Hörner viel zu groß erschienen, um durch die Eingangstür des Theaters zu passen. Cordelia bemerkte, dass man Matthew von vielen Seiten freundlich zunickte, bis er schließlich wieder neben ihr stand und ihr seinen Arm anbot. Sie ließ sich von ihm an einen Tisch in der Nähe der Bühne führen. Als sie sich setzen wollten, erkannte sie, dass es sich bei der Tischbeleuchtung nicht wie erwartet um Kerzen handelte, sondern um leuchtende Feenwesen – noch kleiner als diejenigen, die Matthew eben so überschwänglich begrüßt hatten.

Handelte es sich vielleicht um Irrlichter? Das Wesen an ihrem Tisch trug einen winzigen braunen Anzug und hockte mit gekreuzten Beinen in einer Glasschüssel. Als sie Platz nahmen, warf es ihnen einen finsternen Blick zu.

Matthew klopfte leicht gegen das Glas. »Nicht gerade die aufregendste Tätigkeit, nehme ich an?«, fragte er teilnahmsvoll.

Das Feenwesen im Glas zuckte die Schultern und zeigte ihm das winzige Buch, das es in den Händen hielt. Eine kleine Le-sebrille thronte auf seiner Nase. »Mit irgendetwas muss man ja seinen Lebensunterhalt bestreiten«, sagte es mit einem ausge-

prägt deutschen Akzent, dann widmete es sich wieder seinem Buch.

Matthew bestellte Kaffee für sie beide – was ihm einen unfreundlichen Blick des Kellners einbrachte, den er aber ignorierte. Variététheater machten den größten Teil ihres Profits mit dem Verkauf von Alkohol, aber Cordelia kümmerte das nicht weiter: Sie war stolz auf Matthew, weil er nüchtern bleiben wollte.

Matthew lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Also dann«, sagte er. »Anna und ich waren vergangenes Jahr im Abbaye de Thélème, einem Nachtclub, der wie ein Kloster ausgestattet ist, mitsamt als Priester und Nonnen verkleideten Cancan-Tänzern. Hochgradig anstößig für Irdische, wie ich mir habe sagen lassen – so als ob ich ein Nachtlokal eröffnen würde, in dem Eiserne Schwestern und Stille Brüder nackt tanzen.«

Cordelia lachte und handelte sich damit einen wütenden Blick von dem Leuchtwesen auf ihrem Tisch ein. Matthew fuhr ungeführt mit seiner Erzählung fort und beschrieb mit schwungvollen Gesten, wie ein Elbenprinz, der von dämonischen Attentätern verfolgt wurde, sich unter Annas und Matthews Tisch versteckt hatte. »Wir bewaffneten uns in aller Eile«, berichtete er. »Da wir natürlich keine Waffen ins Lokal mitgenommen hatten – die Hausregeln verbieten das –, mussten wir improvisieren. Anna erstach einen Dämon mit einem Brotmesser; ich brach einen Schädel mit einem rohen *jambon*. Anna schleuderte ein Käserad wie einen Diskus, und ein weiterer Übeltäter wurde mit einem frisch zubereiteten, dampfenden Espresso zur Strecke gebracht.«

Skeptisch verschränkte Cordelia die Arme vor der Brust. »Lass mich raten: Der Elbenprinz hatte die gesamte französische Schattenwelt beleidigt, weil er ein gut durchgebratenes Steak bestellt hat.«

Matthew übergang ihre Bemerkung. »Ein weiterer Dämon wurde von einer Gruppe kleiner, kläffender Hunde angefallen, deren Besitzer sie unverständlicherweise ins Lokal mitgenommen hatte ...«

»Jedes deiner Worte ist erfunden.«

Matthew lachte. »Wie bei allen guten Geschichten sind *einige* Worte wahr.«

»*Das ist Blödsinn*«, murmelte der Leuchtelbe. »Klingt eher nach einem Ammenmärchen.«

Matthew nahm die Glasschüssel und stellte sie auf einen anderen Tisch. Bei seiner Rückkehr hatte der Kellner ihnen bereits den Kaffee in winzigen Zinntassen serviert. Während Matthew auf seinen Stuhl rutschte, fragte er leise: »Führst du eigentlich eine Stele mit dir? Oder irgendwelche Waffen?«

Cordelia versteifte sich. »Was ist passiert?«

»Nichts«, antwortete Matthew und spielte mit dem Henkel seiner Kaffeetasse. »Mir ist nur gerade klar geworden, dass ich dir eine Geschichte über improvisierte Waffen erzählt habe, aber du ...«

»Ich kann keine Waffen führen, außer in *ihrem* Namen.« Cordelia gelang es nicht, die Bitterkeit in ihrer Stimme zu unterdrücken; dabei wollte sie weder Liliths Namen laut aussprechen, noch ihr – nicht einmal indirekt – die Befriedigung ihres Zorns schenken. »Aber mir fehlt Cortana. Klingt das eigenartig, dass man ein Schwert vermisst?«

»Nicht, wenn dieses Schwert seine eigene Persönlichkeit besitzt – wie es bei Cortana der Fall ist.«

Cordelia schenkte ihm ein Lächeln, dankbar für sein Verständnis. Sie wusste, dass es ihm nicht gefallen würde, wenn er erfuhr, dass sie das Schwert in Alastairs Obhut gegeben hatte. Ihr Bruder und Matthew konnten einander nach wie vor nicht leiden. Also hatte sie diese Information für sich behalten; außerdem hätte sie nicht einmal sagen können, wo Alastair Cortana versteckt hielt. Bevor sie jedoch irgendetwas antworten konnte, wurden die Lichter im Saal abgedunkelt, und die leere Bühne erhellte sich.

Die Gespräche im Raum erstarben, bis nur noch plötzlich unheimliches Schweigen im Saal herrschte. Dann ertönte das Geräusch von Schritten, und wenige Augenblicke später erschien eine Frau auf der Bühne. *Eine Hexe*, dachte Cordelia. Diese Frau war umgeben von einer undefinierbaren Aura kontrollierter

Kraft. Obwohl ihr Gesicht durchaus jugendlich wirkte, besaß sie eisgraues Haar, das im Nacken zu einem Chignon hochgesteckt war. Sie trug eine dunkelblaue Samtrobe, über und über bestickt mit Planeten- und Sternensymbolen.

Jemand hatte ihr eine Augenbinde aus blauer Seide angelegt, aber das schien sie nicht davon abzuhalten, mit sicheren Schritten bis genau in die Mitte der Bühne zu gehen. Dort breitete sie die Arme in Richtung des Publikums aus und öffnete ihre Hände. Cordelia stockte der Atem: In der Mitte jeder Handfläche befand sich ein menschliches Auge, mit langen Wimpern, leuchtend grün und mit wissendem Blick.

»Ein außergewöhnliches Lilithmal, nicht wahr?«, flüsterte Matthew.

»Sagt sie die Zukunft voraus?«, fragte Cordelia.

»Madame Dorothea ist ein Medium«, antwortete Matthew. »Angeblich kann sie mit den Toten sprechen – etwas, das alle Spiritualisten von sich behaupten, aber sie *ist* schließlich ein Hexenwesen. Von daher wäre es durchaus möglich, dass ihre Behauptung einen wahren Kern hat.«

»*Bon soir, mes amis*«, sagte die Hexe. Ihre Stimme war so dunkel und stark wie Kaffee und drang in alle Ecken und Winkel des Saals – erstaunlich für eine so kleine Frau. »Mein Name ist Madame Dorothea, aber betrachtet mich als Charon, Kind der Nacht, der mit seiner Fähre den Fluss überquert, welcher die Lebenden von den Toten trennt. Genau wie er bin auch ich sowohl im Leben als auch im Tod beheimatet. Die Kraft, die ich dank meines zweiten Augenpaars besitze«, Madame Dorothea hielt erneut ihre Handflächen in die Höhe, »erlaubt es mir, einen Blick zwischen die Welten, jenseits der Welten zu werfen.«

Damit trat sie langsam an den Rand der Bühne. Die Augen in ihren Handflächen blinzelten, bewegten sich von links nach rechts in ihren Augenhöhlen und studierten das Publikum.

»Unter uns ist jemand«, setzte Madame Dorothea an, »der einen Bruder verloren hat. Ein geliebter Verwandter, der darum

bittet, gehört zu werden ... von seinem Bruder Jean-Pierre.«  
Dann fragte sie mit lauter Stimme: »Jean-Pierre, bist du hier?«

Nach einer kurzen, erwartungsvollen Stille erhob sich ein Werwolf mittleren Alters bedächtig von einem Tisch am hinteren Ende des Saals. »Ja. Ich bin Jean-Pierre Arland.« Seine Stimme klang leise durch den großen, schweigenden Saal.

»Und hast du einen Bruder verloren?«, rief Madame Dorothea.

»Er starb vor zwei Jahren.«

»Ich überbringe dir eine Botschaft von ihm«, sagte Madame Dorothea. »Von Claude. So war doch sein Name, oder?«

Im Saal herrschte atemlose Stille. Cordelia bemerkte, dass ihre Handflächen vor Anspannung feucht geworden waren. Konnte Dorothea *tatsächlich* mit den Toten kommunizieren? Lucie war dazu in der Lage – das hatte Cordelia selbst miterlebt. Deshalb verstand sie nicht, warum sie jetzt so nervös war.

»Das stimmt«, bestätigte Arland misstrauisch. Er *wollte* ihr glauben, dachte Cordelia, war sich aber noch nicht sicher.  
»Was ... was hat er gesagt?«

Madame Dorothea schloss ihre Hände. Als sie sie nach kurzer Zeit wieder öffnete, blinzelten die grünen Augen in schneller Folge. Dann forderte sie mit dunkler, barscher Stimme: »Jean-Pierre. Du musst sie zurückbringen.«

»Was?«, fragte der Werwolf verblüfft.

»Die Hühner!«, sagte Madame Dorothea. »Du musst sie zurückbringen!«

»Das ... Das werde ich«, versicherte Jean-Pierre, völlig fassungslos. »Ganz bestimmt, Claude ...«

»Bring sie *alle* zurück!«, donnerte Madame Dorothea.

Jean-Pierre schaute sich panisch um, dann rannte er zur Tür.

»Vermutlich hat er sie gegessen«, flüsterte Matthew. Cordelia versuchte zu lächeln, aber die seltsame Nervosität war noch immer nicht verschwunden. Sie beobachtete, wie Madame Dorothea sich wieder sammelte und das Publikum mithilfe ihrer geöffneten Handflächen musterte.

»Ich dachte, wir könnten Fragen stellen!«, rief jemand aus einer Ecke des Saals.

»Zuerst kommen die Botschaften!«, erklärte Madame Dorothea gebieterisch, in ihrer eigenen Stimme. »Die Toten spüren eine Öffnung. Sie drängen sich darum, uns ihre Worte zu überbringen. Sie müssen Gelegenheit bekommen zu sprechen.« Die Augen in ihren Händen schlossen und öffneten sich wieder. »Es gibt jemanden hier im Raum«, verkündete sie. »Eine Person, die ihren Vater verloren hat.« Die grünen Augen schweiften über die Menge und hefteten sich schließlich auf Cordelia. »*Une chasseuse des ombres.*«  
*Eine Schattenjägerin.*

Cordelia gefror das Blut in den Adern, während ein Raunen durch den Saal ging: Die meisten Besucher hatten nicht gewusst, dass sich unter ihnen auch Schattenjäger befanden. Schnell schaute Cordelia zu Matthew hinüber – hatte *er* etwa davon gewusst? Doch der schien genauso überrascht zu sein wie sie. Er schob eine Hand unter den Tisch und berührte leicht ihre Fingerspitzen. »Wir können jederzeit gehen ...«

»Nein«, flüsterte Cordelia. »Nein, ich möchte bleiben.«

Sie schaute auf und sah, dass Madame Dorothea starr in ihre Richtung blickte. Die Lichter am Bühnenrand warfen ihren Schatten an die Rückwand, riesig und schwarz. Als sie ihre Arme ausbreitete, wirkten die Schleppe ihrer Robe wie dunkle Schwingen.

»Cordelia. Dein Vater ist hier«, sagte Madame Dorothea schlicht, und ihre Stimme klang dabei seltsam leise, so als wollte sie dafür sorgen, dass nur Cordelia sie wahrnehmen konnte. »Willst du ihn anhören?«

Cordelia umklammerte die Tischkante. Dann nickte sie und war sich dabei der Blicke des ganzen Theatersaals bewusst. Und auch der Tatsache, dass sie sich selbst bloßstellte, ihre Trauer öffentlich preisgab. Und trotzdem nicht in der Lage war, es zu verhindern.

Als Madame Dorothea fortfuhr, hatte ihre Stimme einen dunkleren Tonfall – nicht barsch, sondern gedämpft und in ma-

kellosem Englisch, ohne den Hauch eines französischen Akzents. »Layla«, sagte die Stimme, und Cordelia versteifte sich. Er war es wirklich. Es *konnte* nur er sein – wer sonst wusste, welchen Spitznamen sie von ihrer Familie erhalten hatte? »Es tut mir so leid, Layla.«

»Vater«, flüsterte sie. Dann warf sie Matthew einen schnellen Blick zu, doch er starrte sie nur betroffen an.

»Es gibt so viel, was ich dir sagen möchte«, sagte Elias. »Doch zunächst muss ich dich warnen. Sie werden nicht warten. Und die schärfste Waffe ist in deiner Nähe.«

Im Raum erhob sich ein Murmeln: Wer Englisch sprechen konnte, übersetzte für diejenigen, die die Sprache nicht beherrschten.

»Ich verstehe nicht ganz«, brachte Cordelia mit einiger Mühe hervor. »Wer wird nicht warten?«

»Wenn die Zeit gekommen ist, wird es Kummer und Leid geben«, fuhr Elias fort. »Aber kein Bedauern. Und es wird Ruhe herrschen. Aber kein Frieden.«

»Vater ...«

»Sie erwachen«, sagte Elias. »Wenn ich dir sonst nichts anderes mitteilen kann, so will ich dir dies verraten: Sie erwachen. Und es lässt sich nicht aufhalten.«

»Aber ich verstehe es nicht«, protestierte Cordelia erneut. Die grünen Augen in Madame Dorotheas Handflächen starrten sie an, ausdruckslos, ohne Mitgefühl oder Sympathie. »*Wer* erwacht?«

»Nicht wir«, antwortete Elias. »Wir, die wir bereits tot sind, wir sind die Glücklichen.«

Und dann brach Madame Dorothea auf der Bühne zusammen.

*In der sel'gen Chor*

Ich geh' und fühl' die Glieder kaum!  
Heb' mich so leicht empor!  
Bin ich im Schlaf gestorben denn  
Und in der Sel'gen Chor?

*Samuel Taylor Coleridge, »Der alte Matrose«*

Malcolm gelang es nur mit Mühe, die wenigen Minuten, die das Abendessen dauerte, am Tisch sitzen zu bleiben. Er hatte bereits ungeduldig gewirkt, als Lucie ein paar Stunden nach Sonnenuntergang darauf hingewiesen hatte, dass sie etwas essen mussten. Sie vermutete, dass Malcolm schon lange keinen Hausgast mehr gehabt hatte. Und wahrscheinlich machte er sich nur selten die Mühe, eine ganze Mahlzeit an seinem Esstisch einzunehmen. Vermutlich zauberte er sich einfach etwas herbei, sobald er Hunger hatte, wo auch immer er gerade war.

Obwohl er zunächst gemurrt hatte, organisierte er schließlich mehrere Teller mit, wie er es nannte, einfachem, aber traditionellem kornischem Fischerdorfessen: Sardinen, über dem Holzfeuer gegrillt; große Kanten Brot mit einer Kruste, an der man sich die Zähne ausbeißen konnte; ein weicher, runder Käse und ein Krug Apfelwein. Lucie hatte sich über das Essen hergemacht, als hätte sie tagelang nichts mehr gegessen – was ja auch stimmte, dachte sie dann.

Jesse hatte die Sardinen misstrauisch beäugt, und die Sardinen hatten aus glasigen Augen zurückgeschaut. Aber schließlich hatte

er sich mit der Situation angefreundet und ein paar probiert. Lucie sah Jesse so gebannt beim Essen zu, dass sie fast vergessen hätte, wie hungrig sie selbst war. Zwar musste er in der Zeit, als sie geschlafen hatte, etwas zu sich genommen haben, aber das Ganze war eindeutig noch immer eine Offenbarung für ihn. Bei jedem Bissen schloss er die Augen, und er leckte ein paar Tropfen verschütteten Apfelwein mit einem Blick von den Fingern ab, der Lucie ganz durcheinanderbrachte.

Nach der Hälfte der Mahlzeit kam Lucie plötzlich der Gedanke, Malcolm zu fragen, woher genau er das Essen besorgt hatte. Sie und Jesse tauschten bestürzte Blicke, als er zugab, dass er es von einer Familie im Dorf stibitzt hatte, die sich gerade zum Abendessen hinsetzen wollte. »Sie werden den Pixies die Schuld geben«, sagte er. Vermutlich handelte es sich dabei um eine Art hinterlistiger, lokaler Feenwesen.

Nach einem schuldbewussten Moment überlegte Lucie, dass man die Essensreste jetzt ohnehin nicht mehr zurückgeben konnte, und versuchte, das Ganze zu vergessen.

Kaum waren die Teller leer, sprang Malcolm auch schon auf und stürmte hinaus. Er steckte nur noch einmal kurz den Kopf ins Esszimmer, um ihnen mitzuteilen, sie dürften gerne den Kessel aufsetzen und Tee machen, wenn sie wollten. Und danach war er so schnell verschwunden, dass die Haustür in den Angeln klapperte, als er sie hinter sich zuschlug.

»Ich frage mich, wohin er geht«, sagte Jesse, während er genussvoll in ein Stück Siruptorte biss. »Er ist die meiste Zeit weg. Sogar während der Tage und Nächte, als du nicht bei Bewusstsein warst.«

»Ich weiß nicht, wohin er geht«, erwiderte Lucie. »Aber ich weiß, dass er versucht, mehr über Annabel Blackthorns Schicksal herauszufinden.«

»Ah, seine große, verlorene Liebe?«, fragte Jesse, und als Lucie ihn überrascht ansah, lächelte er. »Malcolm hat mir ein paar Details erzählt. Dass sie einander als Jugendliche geliebt haben, aber ihre Familie etwas dagegen hatte. Und dass er sie unter

tragischen Umständen verlor und jetzt nicht einmal weiß, wo sie begraben ist.«

Lucie nickte. »Er hatte immer geglaubt, sie sei eine Eiserne Schwester geworden, aber es stellte sich heraus, dass das nicht stimmte. Ihre Familie hatte ihm das nur erzählt, damit er nicht länger nach ihr suchte.«

»Davon hat er nichts gesagt. Er meinte bloß, ich solle mir keine Sorgen machen, weil die Blackthorns, die ihn damals belogen haben, ja nur sehr entfernte Verwandte von mir wären.«

»Oje. Was hast du geantwortet?«

Er schenkte ihr ein schiefes Lächeln. »Wenn man mich für das miserable Verhalten meiner Verwandten verantwortlich machen wollte, hätte ich derzeit deutlich größere Probleme.«

Die Erinnerung an Tatiana ließ Lucie frösteln. Sofort musterte Jesse sie besorgt. »Sollen wir ins Wohnzimmer gehen? Im Kamin brennt ein Feuer.«

Der Gedanke gefiel Lucie. Sie hatte ihr Notizbuch und ihre Stifte aus der Truhe in ihrem Zimmer mit heruntergebracht, weil sie dachte, sie könnte nach dem Abendessen vielleicht ein paar Zeilen schreiben.

Gemeinsam wechselten sie ins Wohnzimmer, und Jesse holte rasch ein Schultertuch für Lucie, bevor er sich vor den Kamin kniete, um mit einem Schürhaken in der Glut zu stochern. Lucie hatte ausnahmsweise keine Lust, zum Stift zu greifen, und machte es sich auf dem Sofa gemütlich, um ihm zuzusehen. Sie fragte sich, ob sie je aufhören würde, über die *Realität* dieses neuen Jesse zu staunen. Seine Haut war von der Hitze des Feuers leicht gerötet; er hatte die Ärmel seines Hemds bis zu den Ellbogen hochgeschoben, und die Muskeln an seinen Unterarmen spannten sich bei jeder Bewegung.

Schließlich stand er auf und drehte sich zu ihr um. Lucie sog scharf die Luft ein. Sein Gesicht war wunderschön – das hatte sie natürlich gewusst, es war das gleiche Gesicht wie immer. Aber zuvor hatte es verwaschen, verblasst und distanziert gewirkt. Jetzt schien Jesse jedoch wie von einem inneren Feuer zu glühen. Er

besaß Textur und eine Tiefe, die vorher nicht da gewesen war, hatte etwas Wirkliches, etwas, das man berühren konnte. Nach einem Moment bemerkte sie einen schwachen Schatten unter seinen Augen – hatte er nicht geschlafen? Schlafen musste seltsam für ihn sein, da er so lange keine Gelegenheit dazu gehabt hatte.

»Jesse«, sagte sie sanft. »Stimmt irgendetwas nicht?«

Er verzog einen Mundwinkel leicht. »Du kennst mich so gut.«

»So gut nun auch wieder nicht«, erwiderte sie. »Du scheinst besorgt zu sein, aber ich weiß nicht, warum.«

Jesse zögerte einen Moment und sagte dann – irgendwie waghalsig, als würde er sich kopfüber in eine unbekannte Dunkelheit stürzen: »Es geht um meine Runenmale.«

»Deine ... Runenmale?«

Er streckte ihr seine entblößten Unterarme entgegen. Lucie stand auf und streifte das Schultertuch ab, während sie auf ihn zuging; ihr war inzwischen warm genug. Die Runenmale waren ihr bisher nicht wirklich aufgefallen, da fast jeder aus ihrem Umfeld sie trug. Auf dem Rücken seiner rechten Hand befand sich die alte Narbe einer misslungenen *Voyance*-Rune, und in der Beuge seines linken Ellbogens eine Engelskraftrune. Sie wusste, dass er noch vier weitere besaß: eine Kraftrune auf seiner Brust; eine Rune für Schnelfüßigkeit und eine Präzisionsrune auf seiner linken Schulter sowie eine neue *Voyance*-Rune auf seinem linken Handrücken.

»Das sind nicht meine«, sagte er und betrachtete die *Voyance*- und die *Enkeli*-Rune. »Sie gehörten Toten ... Menschen, die Belial durch meine Hände getötet hat. Ich wollte schon als Kind Runenmale haben, aber jetzt habe ich das Gefühl, als würde ich die Male ihres Todes auf meinem Körper tragen.«

»Jesse. Es ist nicht deine Schuld. Keiner dieser Tode war deine Schuld.« Lucie umfasste sein Gesicht und zwang ihn, sie anzusehen. »Hör mir gut zu: Ich kann mir nur ausmalen, wie schrecklich du dich fühlen musst. Aber du hattest über all das keine Kontrolle. Und ... und wenn wir wieder in London sind, können die Runen bestimmt entfernt werden. Dann kannst du neue

bekommen, deine *eigenen*, die du selbst auswählst.« Sie legte den Kopf in den Nacken. Ihre Gesichter waren nur wenige Zentimeter voneinander entfernt. »Ich weiß, wie es ist, von Belial eine Gabe zu bekommen, um die man nicht gebeten hat und die man nicht haben wollte.«

»Lucie ... das ist etwas anderes.«

»Nein, das stimmt nicht«, flüsterte sie. »Du und ich, wir sind uns in dieser Hinsicht ähnlich. Und ich kann nur hoffen, dass ich immer so tapfer sein werde wie du ... dass ich alles auch so gut ertragen kann, und ...«

Er küsste sie. Erstaunt keuchte sie an seinem Mund auf, und ihre Hände sanken auf seine Schultern, klammerten sich an ihn. Sie hatten sich schon einmal geküsst, auf dem Schattenmarkt. Aber das hier war etwas vollkommen anderes, ein himmelweiter Unterschied. Als hätte man immer nur Beschreibungen von Farben gehört und würde sie nun endlich mit eigenen Augen sehen.

Seine Hände schoben sich in ihre Haare, spielten mit den dicken Strähnen. Sie konnte *fühlen*, wie sich sein Körper veränderte, als er sie umarmte ... spüren, wie sich seine Muskeln anspannten und wie sich Hitze zwischen ihnen bildete und aufstieg. Sie öffnete die Lippen, fühlte sich wild und war fast schockiert über ihre mangelnde Beherrschung. Jesse schmeckte nach Apfelwein und Honig. Seine Hände wanderten nach unten, umfassten ihre Schulterblätter und folgten der Wölbung ihres Rückens. Sie spürte seinen rasenden Herzschlag, als er sie an sich drückte, hörte das tiefe Stöhnen in seiner Kehle. Er zitterte und flüsterte an ihren Lippen, dass sie sich perfekt und lebendig anfühle, raunte wieder und wieder ihren Namen: »*Lucie, Lucie.*«

Ihr war schwindlig, als würde sie fallen, durch die Dunkelheit fallen. Wie die Visionen, die Träume, die sie in ihrem halb bewussten Zustand im Bett gehabt hatte. Es fühlte sich an wie damals, als sie ihn wiedererweckt hatte, als würde sie sich verlieren, als würde sie alles verlieren, was sie mit der realen Welt verband.

»Oh ...« Sie wich verwirrt blinzeln zurück. Dann schaute sie

in seine leuchtenden grünen Augen, sah das Verlangen, das seinen Blick verschleierte. »*Oje*«, sagte sie.

»Alles in Ordnung?«, fragte er, errötet und aufgewühlt.

»Mir war nur für einen Augenblick schwindlig ... vermutlich bin ich noch immer ein bisschen wacklig auf den Beinen und müde«, sagte sie und fühlte sich untröstlich. »Was schrecklich ist, denn ich habe den Kuss sehr genossen.«

Jesse sog scharf die Luft ein. Er wirkte benommen, als hätte man ihn gerade wach gerüttelt. »Sag so etwas nicht. Dann möchte ich dich direkt wieder küssen. Und das sollte ich wohl nicht, wenn du ... wacklig auf den Beinen bist.«

»Wenn du mich vielleicht nur auf den Hals küssen würdest«, schlug sie vor und schaute durch dichte Wimpern zu ihm auf.

»*Lucie*.« Er atmete zitternd ein, küsste sie auf die Wange und trat einen Schritt zurück. »Ich versichere dir, es würde mir sehr schwerfallen, da aufzuhören. Was bedeutet, dass ich jetzt einen Schürhaken nehmen und mich um das Feuer kümmern werde.«

»Und wenn ich versuche, dich zu küssen? Schlägst du mich dann mit dem Schürhaken?« Sie lächelte.

»Ganz und gar nicht. Ich werde handeln wie ein Gentleman und *mich selbst* mit dem Schürhaken schlagen. Dann darfst du Malcolm bei seiner Rückkehr das Blutbad erklären.«

»Ich glaube nicht, dass Malcolm noch lange hierbleiben will.« Lucie seufzte und sah zu, wie die Funken im Kamin aufstoben, winzige tanzende, goldene und rote Pünktchen. »Irgendwann wird er nach London zurückkehren müssen. Schließlich ist er der Oberste Hexenmeister.«

»*Lucie*«, sagte Jesse leise. Er starrte einen Moment ins Feuer. Das Licht wirbelte in seinen Augen. »Wie lautet *unser* Plan für die Zukunft? Wir werden irgendwann in die Welt zurückkehren müssen.«

Lucie dachte darüber nach. »Wenn Malcolm uns rauswirft, können wir als Wegelagerer auf der Straße leben. Wir berauben natürlich nur die Grausamen und Ungerechten.«

Jesse lächelte zögerlich. »Leider habe ich gehört, dass die

Möglichkeiten der Wegelagerer, ihrem Gewerbe nachzugehen, durch die zunehmende Beliebtheit des Automobils drastisch eingeschränkt wurden.«

»Dann schließen wir uns eben einem Zirkus an«, schlug Lucie vor.

»Bedauerlicherweise habe ich Angst vor Clowns und breiten Streifen.«

»Dann gehen wir an Bord eines Dampfers nach Europa«, sagte Lucie, plötzlich ganz begeistert von ihrer Idee, »und ziehen dort als Musiker umher.«

»Ich kann keine Töne halten«, wandte Jesse ein. »Lucie ...«

»Was sollten wir denn *deiner* Meinung nach tun?«

Er holte tief Luft. »Ich denke, du solltest ohne mich nach London zurückkehren.«

Lucie wich einen Schritt zurück. »Nein. Das werde ich nicht tun. Ich ...«

»Du hast eine Familie, Lucie. Eine Familie, die dich liebt. Sie werden mich niemals akzeptieren – es wäre Wahnsinn, sich das zu erhoffen. Und selbst wenn ...« Frustriert schüttelte er den Kopf. »Selbst wenn sie mich akzeptierten, wie würden sie der Brigade meine Anwesenheit erklären, ohne sich selbst in Schwierigkeiten zu bringen? Ich will nicht, dass du von ihnen getrennt wirst. Du musst zu ihnen zurückkehren. Erzähl ihnen, was immer du willst, erfinde irgendeine Geschichte. Ich werde mich von dir fernhalten, damit man dir keine Schuld für das geben kann, was du getan hast.«

»Was ich getan habe?«, fragte sie fast flüsternd. Natürlich hatte sie immer wieder an das Entsetzen gedacht, das ihre Freunde und ihre Familie empfinden würden, wenn sie vom Ausmaß ihrer Kräfte erfuhren. Wenn sie wüssten, dass sie nicht nur Geister sehen, sondern sie auch beherrschen konnte. Dass sie Jesse befohlen hatte, aus den Schatten des Zwischenreichs zurückzukehren, in dem Tatiana ihn gefangen gehalten hatte. Dass sie ihn über die Schwelle zwischen Leben und Tod *geschleppt* hatte, zurück in die strahlende Welt der Lebenden. Weil sie es so gewollt hatte.

Sie hatte sich davor gefürchtet, was ihre Familie und Freunde denken würden, aber sie hätte nicht gedacht, dass Jesse sich auch davor fürchten würde.

»Ich habe dich zurückgeholt«, erklärte sie entschlossen. »Ich habe dir gegenüber eine Verantwortung. Du kannst nicht einfach hierbleiben und ... und Grace nie wiedersehen! Ich bin nicht die Einzige, die eine Familie hat.«

»Darüber habe ich nachgedacht, und natürlich werde ich Grace wiedersehen. Ich werde ihr sofort schreiben, sobald es sicher ist. Ich habe mit Malcolm gesprochen. Seiner Meinung nach wäre es das Beste, wenn ich mich zu einem weit entfernten Institut teleportiere und als Schattenjäger vorstelle, dort, wo niemand mein Gesicht oder meine Familie kennt.«

Lucie hielt inne. Ihr war nicht klar gewesen, dass Malcolm und Jesse während ihrer Bewusstlosigkeit über Pläne geredet hatten und über sie. Die Vorstellung gefiel ihr nicht sonderlich. »Jesse, das ist lächerlich. Ich will nicht, dass du ein Leben ... im Exil führst.«

»Aber immerhin ist es ein Leben«, sagte er. »Dank dir.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe dich nicht von den Toten zurückgeholt, damit ...« *Damit du fortgehen kannst, fort von mir*, hätte sie fast gesagt, doch sie verstummte abrupt. Sie hatte ein Geräusch gehört – jemand war an der Haustür. Jesse und sie tauschten einen bestürzten Blick. »Wer kann das sein?«, flüsterte sie.

»Wahrscheinlich nur ein Dorfbewohner, der zu Malcolm will. Ich werde nachsehen.«

Aber er griff nach dem Schürhaken, bevor er zur Haustür ging. Lucie eilte ihm nach und fragte sich, warum die Blackthorns so gern Kaminbesteck als Waffe benutzen.

Bevor er die Tür erreichte, schob sie sich vor ihn, folgte ihrem Instinkt, Jesse stets zu beschützen, auch wenn er gar keinen Schutz brauchte. Sie drückte ihn zur Seite und riss die Haustür auf. Mit einer Mischung aus Schrecken und Erleichterung starrte sie die drei Gestalten an, die draußen standen, in Wintermäntel

gehüllt und mit geröteten Wangen von der Kälte und dem langen Marsch den Hügel hinauf.

Ihr Bruder. Ihr Vater. Und Magnus Bane.

Cordelia träumte, dass sie auf einem großen Schachbrett stand, welches sich unendlich weit unter einem ebenso unendlichen Nachthimmel ausdehnte. Sterne funkelten in der Dunkelheit wie verstreute Diamanten. Sie sah, wie ihr Vater mit blutbeflecktem, zerrissenem Mantel auf das Brett taumelte. Als er auf die Knie sank, lief sie zu ihm. Aber so schnell sie auch rannte, sie schien nicht vom Fleck zu kommen. Noch immer dehnte sich das Schachbrett zwischen ihnen aus, selbst als ihr Vater zusammenbrach und sich um ihn herum auf den schwarzen und weißen Feldern eine Blutlache ausbreitete.

»Baba! *Baba!*«, schrie sie. »Daddy, *bitte!*«

Aber das Brett wirbelte vor ihr davon. Plötzlich stand sie im Wohnzimmer ihres Hauses in der Curzon Street; vom Kamin fiel Licht auf das Schachbrett, an dem James und sie so oft gespielt hatten. James stand am Kamin, die Hand auf dem Sims. Er drehte sich zu ihr um und musterte sie aus Augen von der Farbe geschmolzenen Goldes. Im Schein des Feuers wirkte er quälend schön.

Aber in seinem Blick deutete nichts darauf hin, dass er sie erkannte. »Wer bist du?«, fragte er. »Wo ist Grace?«

Cordelia wachte keuchend auf; die Laken hatten sich fest um sie geschlungen. Sie kämpfte sich frei und hätte sich fast übergeben, während sie die Finger in ihr Kopfkissen krallte. Sie sehnte sich nach ihrer Mutter, nach Alastair. Nach Lucie. Am ganzen Leib zitternd, vergrub sie das Gesicht in einer Armbeuge.

Plötzlich flog die Tür ihres Zimmers auf, und helles Licht ergoss sich in den Raum. Von Lichtstrahlen umrahmt, ragte Matthew im Türrahmen auf, in einem Morgenmantel, das Haar völlig zerzaust. »Ich habe Schreie gehört«, sagte er besorgt. »Was ist passiert?«

Cordelia atmete tief durch und entspannte ihre Hände. »Nichts«, sagte sie. »Nur ein Albtraum. Ich habe geträumt,

dass ... dass mein Vater mich gerufen hat. Er bat mich, ihn zu retten.«

Matthew setzte sich neben sie auf die Bettkante, und die Matratze sank unter seinem Gewicht ein. Er roch beruhigend nach Seife und Eau de Cologne, nahm ihre Hand und hielt sie, während ihr Puls sich langsam beruhigte. »Du und ich, wir sind gleich«, sagte er. »Unsere Seelen leiden unter alten Wunden. Ich weiß, dass du dir die Schuld gibst – wegen Lilith, wegen James. Aber das darfst du nicht, Daisy. Wir werden uns zusammen von unserer Seelenkrankheit erholen. Hier in Paris werden wir den Schmerz besiegen.«

Er hielt ihre Hand, bis sie eingeschlafen war.

James wusste zwar nicht, welche Reaktion er von Lucie bei ihrer Ankunft erwartet hatte, aber die Angst, die in ihrem Gesicht aufblitzte, überraschte ihn.

Sie wich einen Schritt zurück und hätte dabei den Jungen fast umgestoßen, der neben ihr stand. *Jesse Blackthorn, es war Jesse Blackthorn.* Bestürzt riss sie die Hände hoch, als wollte sie sie abwehren. Als wollte sie James und ihren Vater zurückweisen.

»Ach herrje«, murmelte Magnus.

Diese Bemerkung erschien James wie die Untertreibung des Jahrhunderts. Ein von Alpträumen geplagter Schlaf, unterbrochen von unbequemen Kutschfahrten, das Geständnis gegenüber Magnus und seinem Vater sowie der lange, nasse Fußmarsch den rutschigen Pfad hinauf zu Malcolm Fades Haus hatten ihm alles abverlangt, und er war erschöpft. Doch als er die Sorge und Angst in Lucies Gesicht sah, schoss sofort ein Beschützerinstinkt heiß durch seine Adern.

»Luce«, setzte er an und trat näher. »Es ist alles in Ordnung ...«

Lucie warf ihm einen dankbaren Blick zu, zuckte dann aber zusammen, als Will einen Dolch aus seinem Waffengürtel zog, ins Haus marschierte und Jesse Blackthorn am Hemdkragen packte. Den Dolch in der Hand, mit Wut in den blauen Augen, stieß er Jesse brutal gegen die Wand.

»Böser Geist«, knurrte er. »Was hast du mit meiner Tochter gemacht? Wie konntest du sie dazu zwingen, dich hierherzubringen? Wo ist Malcolm Fade?«

»Papa ... nein, *nicht* ...« Lucie stürmte auf Will zu, doch James packte sie am Arm. Er hatte seinen Vater nur selten wütend erlebt, aber Will hatte ein aufbrausendes Temperament, wenn er gereizt wurde. Und Drohungen gegen seine Familie brachten ihn schneller in Rage als alles andere.

»*Tad*«, sagte James mahnend; er benutzte das walisische Wort für *Vater* nur, wenn er Wills Aufmerksamkeit erregen wollte. »Warte.«

»Ja, bitte warte«, flehte Lucie. »Es tut mir leid, dass ich einfach so verschwunden bin, aber du weißt nicht ...«

»Ich weiß, dass er ein von Belial besessener Leichnam war«, unterbrach Will sie und hielt den Dolch an Jesses Kehle. Jesse rührte sich nicht. Er hatte sich weder bewegt noch irgendetwas gesagt, seit Will ihn gepackt hatte. Allerdings war er sehr blass – was nur natürlich war, dachte James –, und seine grünen Augen glühten. Seine Hände hingen betont locker an den Seiten, als wollte er sagen: *Seht her, ich stelle keine Gefahr dar.* »Ich weiß, dass meine Tochter ein weiches Herz hat und glaubt, sie könne jeden gefallenen Spatz retten. Ich weiß, dass die Toten nicht wieder lebendig werden können ... nicht, ohne einen schrecklichen Preis von den Lebenden zu fordern.«

Im nächsten Moment begannen James, Lucie und Magnus gleichzeitig zu reden, während Will etwas knurrte, das James nicht ganz verstand. Entnervt schnippte Magnus mit den Fingern. Blaue Funken sprühten, und die Welt wurde vollkommen still. Selbst das Heulen des Windes war verschwunden, geschluckt von Magnus' Zauber.

»Schluss damit«, sagte der Hexenmeister. Er lehnte im Türrahmen, den Hut in die Stirn gezogen, seine Haltung ein Muster an Ruhe. »Wenn wir über Nekromantie sprechen, oder über mögliche Nekromantie, dann ist das *mein* Fachgebiet und nicht deines.« Er musterte Jesse mit seinen goldgrünen Augen. »Kann er reden?«

Jesse zog die Augenbrauen hoch.

»Ach ja, richtig«, seufzte Magnus und schnippte erneut mit den Fingern. »Der Schweigezauber ist aufgehoben. Bitte.«

»Ich rede, wenn ich etwas zu sagen habe«, erwiderte Jesse.

»Interessant«, murmelte Magnus. »Blutet er?«

»Oh, nein«, protestierte Lucie. »Ermutigte meinen Vater bloß nicht. Papa, wag es ja nicht ...«

»Lucie«, unterbrach Jesse sie. »Schon gut.« Er hob die Hand mit der gestohlenen *Voyance*-Rune und drückte seine Handfläche gegen die Spitze von Wills Dolch.

Blut quoll hervor, floss leuchtend rot über seine Hand und verfärbte den Aufschlag seines weißen Hemdes.

Magnus kniff die Augen zusammen. »Noch interessanter. Also gut, ich will nicht länger in diesem Eingang frieren. Malcolm muss doch irgendeine Art von Wohnzimmer haben. Er schätzt Komfort. Lucie, zeig uns den Weg.«

Als sie sich im Salon versammelt hatten – uriger und gemütlicher, als James gedacht hätte –, sanken Will und James auf ein langes Sofa. Lucie blieb stehen und sah zu, wie Magnus Jesse ans lodernde Feuer führte und ihn irgendeiner magischen Analyse unterzog.

»Wonach suchen Sie?«, fragte Jesse. James fand, er klang nervös.

Magnus warf ihm einen kurzen Blick zu. An seinen Fingern tanzten blaue Funken, von denen sich einige in Jesses Haaren verfangen hatten, leuchtend wie Skarabäen.

»Nach Anzeichen für den Tod«, erklärte er.

Jesse zog eine grimmige und stoische Miene. James vermutete, dass er gelernt haben musste, unangenehme Dinge zu ertragen – bei dem Leben, das er geführt hatte. Oder war das gar kein Leben? Einst hatte er gelebt, aber wie nannte man das, was er seitdem durchgemacht hatte? Eine Art Albtraum-Leben-im-Tod, wie das Ungeheuer aus dem Coleridge-Gedicht.

»Er ist *nicht tot*«, sagte Lucie. »Das war er nie. Lasst es mich erklären.« Sie klang erschöpft, genau wie James sich gefühlt hatte,

als er im Gasthof seine eigenen Geheimnisse preisgegeben hatte. Wie viel Ärger hätte vermieden werden können, wenn sie einander von Anfang an vertraut hätten, dachte er.

»Luce«, sagte James sanft. Sie sah so müde aus, gleichzeitig jünger und älter, als er sie in Erinnerung hatte. »Erzähl es uns.«

Große Teile von Lucies Geschichte hätte James sich denken können, zumindest in groben Zügen, wenn auch nicht in allen Einzelheiten. Zuerst erzählte sie Jesses Geschichte – das, was Belial und seine eigene Mutter ihm angetan hatten. James wusste bereits, dass Belial den korrupten Hexenmeister Emmanuel Gast dazu benutzt hatte, etwas von Belials eigener dämonischer Essenz in Jesse einzupflanzen, als der noch ein Baby gewesen war. Genau diese Essenz hatte Jesse getötet, als er seine ersten Runenmale bekommen sollte. Lucie berichtete, wie Tatiana ihren sterbenden Sohn in eine Art lebendiges Gespenst verwandelt hatte: ein Geist in der Nacht und ein Leichnam am Tag. Wie sie seinen letzten Atemzug in dem goldenen Medaillon konserviert hatte, das Lucie jetzt um den Hals trug in der Hoffnung, Jesse damit eines Tages wieder zum Leben erwecken zu können.

Und wie Jesse diesen letzten Atemzug geopfert hatte, um James zu retten.

»Wirklich?« Will rutschte an die Sofakante und runzelte auf seine typische Art, die eher sorgfältiges Nachdenken als Unmut anzeigte, die Stirn. »Aber wie ...?«

»Ja, es stimmt«, bestätigte James. »Ich habe ihn gesehen.«

*Ein Junge, der sich über ihn beugte, ein Junge mit schwarzem Haar wie sein eigenes, ein Junge mit blättergrünen Augen, ein Junge, dessen Konturen bereits zu verblassen begannen – wie Wolken, die eine bestimmte Gestalt annahmen, bis der Wind sich drehte und sie verschwinden ließ.*

»Du hast gefragt: ›Wer bist du?‹«, sagte Jesse. Magnus schien mit seiner Untersuchung fertig zu sein. Jesse lehnte am Kamin Sims und sah aus, als würde ihn Lucies Geschichte – die auch seine war – ebenfalls erschöpfen. »Aber ... ich konnte dir nicht antworten.«

»Ich erinnere mich«, sagte James. »Danke, dass du mir das Leben gerettet hast. Ich hatte bisher keine Gelegenheit, dir zu danken.«

Magnus räusperte sich. »Genug der Sentimentalitäten«, forderte er, offensichtlich um Will zuvorkommen, der den Eindruck machte, als wollte er gleich aufspringen und Jesse mit einer väterlichen Umarmung an sich ziehen. »Wir wissen sehr genau, was mit Jesse geschehen ist. Aber wir wissen nicht, wie du ihn aus dem Zustand, in dem er war, zurückgeholt hast, liebe Lucie. Und ich fürchte, wir müssen darauf bestehen, mehr zu erfahren.«

»Jetzt?«, fragte James. »Es ist schon spät, sie ist bestimmt erschöpft ...«

»Schon gut, Jamie«, sagte Lucie beschwichtigend. »Ich will es ja erzählen.«

Und dann berichtete sie von ihrer Erkenntnis, dass sie Macht über die Toten besaß – dass sie die Toten nicht nur sehen konnte, wenn sie verborgen bleiben wollten, so wie James und Will es vermochten. Sie konnte ihnen Befehle erteilen, und sie mussten ihr gehorchen. James erinnerte sich daran, wie er seine eigene Macht entdeckt hatte, an das gemischte Gefühl aus Stärke und Scham, das diese Entdeckung ausgelöst hatte.

Er wollte aufstehen und zu seiner Schwester gehen. Erst recht in dem Moment, als sie berichtete, wie sie eine Armee aus Ertrunkenen und Toten aufgestellt hatte, um Cordelia aus der Themse zu retten. Er wollte ihr sagen, wie viel es ihm bedeutete, dass sie Cordelia das Leben gerettet hatte, wie entsetzlich die Vorstellung für ihn war, dass er Cordelia beinahe verloren hätte. Aber er schwieg. Lucie hatte keinen Grund zu der Annahme, er wäre nicht in Grace verliebt, und sie würde in ihm nur einen schrecklichen Heuchler sehen.

»Ich bin ein wenig gekränkt, dass du dich an Malcolm Fade gewandt und ihn wegen Jesse um Rat gefragt hast, anstatt zu mir zu kommen«, sagte Magnus. »Sonst bin ich der Hexenmeister, dem du zuerst auf die Nerven gehst, und ich betrachte das als eine stolze Tradition.«

